

1.

Samstag, den 2. Dez. 1995

Die Kolumne legt los.

Die Kolumne ist. Die Kolumne soll. Die Kolumne hat schon. Die Kolumne legt los. Die Kolumne ist ein Meinungsbeitrag vom Umfang einer Druckspalte. Eine Kolumne ist eben eine Kolumne. Säule heisst das auf Deutsch. Pfeiler auf Berndeutsch. Die Kolumne soll aber kein Laubenpfeiler sein. Laubenpfeiler fangen immer bernisch bodenständig und aufrecht an, krümmen und verbeugen sich dann doch wieder vor jedem der gerade vorbeikommt. Die Kolumne steht unerschütterlich. Sie zettelt Skandale an, kämpft gegen die Korruption im Ausland. Die Kolumne hat auch schon Regierungen gestürzt. Im Ausland. In Amerika (Ah in Amerika!) da gab es Kolumnen die erschienen in 150 Zeitungen in Auflagen von mehr als zehn Millionen. Präsidenten lasen gewisse Kolumnen noch vor dem Wetterbericht. Grosse Meister hat die Kolumne in Amerika hervorgebracht. Z.B. Mark Twain. Der inoffizielle Schweizer Kolumnenmeister heisst Peter Bichsel und stammt aus Solothurn. Eine Kolumne muss die Meinung des Autors klar und deutlich zum Ausdruck bringen. Noch deutlicher, wenn es sich um eine Autorin handelt. Das ist so. Die Kolumne soll ein Fenster sein zu einer persönlichen Sicht auf die Welt. Die Kolumne muss leicht zugänglich sein. Möglichst so, dass sie zwischen zwei bis drei Tramhaltestellen passt. Die Kolumne soll so tun, als bestünde die Zeitung sonst nur aus objektiv erfassten Tatsachen. Die Kolumne soll nachwirken. Möglichst den ganzen Tag. Oder mindestens zwei Tramhaltestellen weiter. Eine Kolumne muss nicht frech sein, aber wenn sie die richtigen vor den Kopf stösst haben die andern Freude. Die Kolumne soll überhaupt immer den richtigen aus der Seele sprechen. Die Kolumne muss enthalten, was jeder und jede schon lange einmal aussprechen oder wenigstens denken wollte. In Amerika (Ah, in Amerika!) da gab es Zeiten in welchen die halbe Bevölkerung nur wiederholte was ihr Leibkolumnist von sich

gegeben hat. Mit den Kolumnistinnen war es nicht anders. Die Kolumne bemüht sich auch um die edlen Werte. Die Kolumne beginnt zwar oft mit einer Anekdote, mit einer kleinen Geschichte aus der Stadt, vielleicht auch mit einer Verleumdung. Das sorgt für Aufsehen. Oder mit einem Dutzend Nummern von Autos, die an den Fussgängerstreifen der Stadt gerade wieder mal das Vortrittsrecht der Fussgänger missachtet haben. Sorgt für Protest. Aber dann kümmert sich die Kolumne um die Freiheit, um die Schönheit, um die Wahrheit und um die Gerechtigkeit. Auch wenn das nicht angenehm ist. Aber wozu diene die Freiheit, wenn nicht dazu, auszusprechen, was niemand hören will. (Hat George Orwell gesagt.) Für die Wahrheit darf alles gehalten werden, aber überzeugend muss es vorgebracht sein. In Amerika (Ah in Amerika!)glauben alle, die laut und überzeugend vorgebrachte Meinung sei die richtige Meinung. Das weiss mittlerweile jeder tüchtige Geschäftsmann. So ist die Kolumne. Das ist eine Kolumne. Eine Kolumne soll. Eine Kolumne legt los. Eine Kolumne kann Eine Kolumne muss nicht immer. Eine Kolumne hat schon. Eine Kolumne beginnt. Eine Kolumne endet.

2.

Samstag, den 23. Dez. 1995

An Weihnachten das Schöne.

Noch einmal soll Gnade vor Recht ergehen. Die Nummernschilder der zehn Autos, die an den Zebrastreifen der Stadt gerade wieder mal den Fussgängervortritt (Fussgängerinnen sind selbstverständlich mitgemeint, bitte keine Protestbriefe!) missachtet haben, werden nicht aufgelistet. Es hat sich nämlich herausgestellt, dass nur jeder zehnte diesbezüglich straffällige Wagen aus der Gemeinde Bern stammt. Bei den restlichen neun handelt es sich um Unterprivilegierte aus Vororten mit höchstens notdürftigen Infra- und gänzlich inadäquaten Konsumstrukturen. In grosser Eile, offensichtlich von den Tücken des Alltags gehetzt und verarmt, - denn Zeit ist Geld - sind sie gestraft genug. Friede sei mit ihnen! Schliesslich ist Weihnachten. Darum soll auch ein Meinungsbeitrag über das Schöne geleistet werden. Schön schön, aber was heisst schon schön in dieser schwierigen Zeit, wenn die Hunde derart verschnupft sind, dass man ihnen mit Papiertaschentüchern nachlaufen muss, wenn sogar die Hauskatze mit einer Schnudernase dass Gott erbarm die Ofenbank blockiert? Schön ist, was gefällt, heisst es. Schön sind die Lichter am Weihnachtsbaum. Schön ist ihr Widerschein in grossen Kinderaugen. Schön ist die grenzenlose Geduld der Kassiererinnen in Supermärkten. Schön sind die liebevoll hergerichteten Läden in der Altstadt, wo angeblich alles gemächlicher vor sich geht. Ganz besonders schön ist der Blick in eine Werkstatt an der Rathausgasse. Dort sorgt ein Künstler mit dem weihnächtlichen Beruf des Schreiners allabendlich für eine neue Ausstellung. Er öffnet die Werkzeugkästen, beleuchtet die nicht zu überbietende Perfektion von Hammer und Säge, arrangiert immer neu Gefundenes, Gesammeltes und Unverkäufliches. Tagsüber stellt er Möbel in Stand, nachts ist er Künstler. L'artiste doit aimer la vie et nous montrer qu'elle est belle. Sans lui, nous en

douterions. (Hat Anatole France gesagt.) Schön ist auch das Beisammensein der Menschen, wenn man sich um einen Baum vereint, wenn keiner in der Ecke steht, wenn keiner in der Küche alleine die Resten essen muss. Schön ist, wenn keiner und keine vor verschlossenen Türen in der Kälte steht. Schön ist, wenn beim Spaziergang nur so schnell gegangen wird, dass auch der Knirps und die Grossmutter am Stock mithalten können. Schön ist, wenn man weiss, dass man zusammengehört, dass wir alle Passagiere auf dem gleichen Dampfer sind und dass das die Welt ist. Schön ist, wenn man weiss, dass die Mächtigen auch das Jahr hindurch ab und zu aus ihren Beschleunigungsträumen aufwachen und bedenken, dass alle mitmöchten auf diese Reise durchs Leben, das keins ist, wenn man es zu einer Tour de Suisse umbaut, wo bei vorne forciertem Tempo hinten laufend die Langsameren ausser Atem geraten, in den Waden Krämpfe kriegen und vielleicht sogar aufgeben. Dann im Lumpensammler landen, den man bei Radrennen Besenwagen nennt. Wer will denn schon Eine Zwei-Drittel-Fitnessclub-und- ein-Drittel-Jassgesellschaft? Nein, nur mit der Ruhe, das ist schön. Wir haben nämlich schon ein ganz ordentliches Tempo drauf. Die Autofahrer, (Die Autofahrerinnen sind auch hier mitgemeint.) die den Fussgängern auch im Regen den Vortritt verweigern müssen, können ein Lied davon singen. Nein, schön ist, wenn sich der Besenwagen nicht zu schnell füllt. Nicht noch schneller, das wäre den Temposcharfmachern und den Beschleunigungssüchtigen zu Weihnachten zu wünschen. Schön langsam ist schön.

3.

Samstag, den 17. Februar 1995

Vom freundlichen Bern

Warum machen hier in Bern alle Leute so ernsthafte Gesichter? fragten mich neulich im Bus zwischen Bärengraben und Zytglogge ein Mann und eine Frau. Eine derart schöne Stadt und diese langen Visagen! Die beiden waren aus Zug, vermutlich frisch oder noch immer verliebt. Sie lachten sich dauernd an, was ja angenehm sein kann, wenn auch nicht unbedingt für Dritte. Aber so unfreundlich ist Bern doch gar nicht! Natürlich schritt ich zur Verteidigung. Wann kommt man denn schon dazu, im Bus gegenüber Unbekannten einen Meinungsbeitrag leisten zu dürfen? Vergessen Sie nicht, dass es hier seit Tagen Schnee regnet und dann wieder Regen schneit, sagte ich. Vergessen Sie nicht, dass hier im Winter alles erstarbt wie diese Bäume, welchen von den Männern der Stadtgärtnerei gerade jetzt alles Nebensächliche abgeschnitten, abgezwickelt und abgesägt wird. Das ist schmerzhaft. Und überhaupt ist die Vorbereitung auf den Frühling, auf das bald wieder erwachende und auf das neue Leben eine äusserst ernsthafte Angelegenheit. Aber auch im Winter, fuhr ich fort, dürfen sie unseren verschlossenen, sandsteingrauen Fassaden zum Trotz, unsere lebendigen Tiefen nicht unterschätzen. Wieder auf der Strasse, oh Schreck, sah ich durch die Augen der Zuger tatsächlich ein paar fürchterlich griesgrämige und abweisende Gringe, die in keiner Weise zu ihrer nur aus dem Feinsten bestehenden äusseren Aufmachung passen wollten. Sogar dem Papst würden die keinen Blick, geschweige denn einen Gruss gönnen. Wären es Hunde gewesen, sie hätten allesamt geknurrte. Ein bisschen lächeln, ein bisschen Freundlichkeit, damit man in Zug keine schlechte Meinung von uns hat, das kann doch so schwer nicht sein. Ich musterte mich selbst. Ein Schaufenster diente als Spiegel. Gleich darauf sah ich, wie der scheidende Präsident einer volksnahen Partei gerade

ausgiebig und freundlich einen Passanten grüsste. Nein, an mangelnden Vorbildern kann es wirklich nicht liegen, es muss das Wetter sein. Bern hat in Sachen Freundlichkeit nämlich vorbildliche Vorbilder zu bieten. Und vorbildliche Vorbilderinnen! Aus Platzgründen kann ich gar nicht alle Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens aufzählen, die unter den Lauben täglich oder sessional mit ihrer selbstlos veräusserten Freundlichkeit dieser ernsthaften Stadt durch den langen, dunkeln Winter helfen. Und halfen. Frau Kopp zum Beispiel vergass nie auf den acht oder zehn Metern zwischen der chauffierten Limousine und der Haustür links und rechts in die Laube hinein zu lächeln und zu grüssen. Egal ob da gerade jemand war oder nicht. Auch der Chauffeur grüsste, der selbstverständlich immer wartete, bis Frau Kopps Haustür ins Schloss fiel. Auch Herr Furgler grüsste in seinem Cafe immer freundlich. Manchmal zwar automatisch. Nickend und lächelnd, aber ohne von der Zeitung aufzuschauen. Heute ist sich Frau Dreyfuss auf dem Weg ins Von-Wattenwyl-Haus für ein Lächeln nie zu schade. Auch Herr Delamuraz, der allerdings selten zu Fuss zu sehen ist, (Natürlich gibt es auch Magistraten und Magistratinnen, die man sich alleine in den Lauben unterwegs schlicht nicht vorstellen kann. Der Herr Bundespräsident gehört nicht zu ihnen!) lächelt immer. Herr Stich sah mindestens selbstvergnügt aus. Aber zu sehr mit Gedanken oder aber mit seiner Pfeife beschäftigt, um ausser den Laubenpfeilern, denen es auszuweichen galt, sehr viel wahrzunehmen. Auch sein Nachfolger scheint unterwegs in den Lauben zu arbeiten, stellt dabei aber keinesfalls ein unfreundliches Gesicht zur Schau. Sehr freundlich ist immer Herr Neukomm. Seinem Schatten drei Meter voraus, im Schlepptau von mindestens zwei schweren Aktentaschen eilt er durch die Lauben und grüsst und grüsst und grüsst. Herr Wasserfallen steht ihm in nichts nach. Obschon Polizeidirektor, lässt der sich in einer Beiz sogar von einem Hund anknurren, ohne die gute Laune zu verlieren. Auch Frau Matter würde bestimmt keinem Unbekannten und keiner Unbekannten einen freundlichen Gruss verweigern, sähe sie nicht so ernsthaft aus wie eine überforderte Lehrerin, die man besser in Ruhe lässt. Frau Frösch verstrahlt dafür Mut und Lebensfreude in

afrikanischen Dimensionen. In ihrem Tatendrang meidet sie aber das Gedränge und weicht auf die Gasse aus. Und der Herr Stadtpräsident? Nie verlässt er das Rathaus, ohne seinen grossen schwarzen Hut zu heben. In den Lauben danach lüftet er ihn ungefähr alle 20 bis 25 Meter.

4.

Samstag, 6. April 1996

Bier, Bier, Bierideen!

Guinness! Der längste Zwiebelzopf der Welt ist endlich in diesem nach einem herrlich-herben Bier benannten Buch der Bierideen registriert! Das durfte der Leist der Untern Stadt Bern kürzlich der Presse melden. Die grössten Zibälägringe sind wohl längst aufgeführt. Gut. Wir gratulieren! Aber gopfridstutz wozu immer wieder diese falsche Bescheidenheit? Die untere Stadt hat doch noch ganz andere Weltrekorde zu bieten! Die alte Stadt Bern strotzt doch vor Superlativen, die man im Zeitalter der Gewinnmargeneinbrüche im Tourismussektor ruhig ein bisschen flotter in die Welt hinausverkünden könnte. Da wäre einmal der Bärengraben. Er ist nicht nur der grösste und bald auch der neuste seiner Art der ganzen Welt, er ist auch Teil der sehenswerten, weil weltweit idealsten Verschmelzung von einer Tourismushauptattraktion mit einem städtischen Verkehrsschwerpunkt. Dem Bärengraben vorgelagert haben wir die schiefste Nulllösung, die jemals auf der Welt ein Kunststreit hervorgebracht hat. Und ebenfalls in unmittelbarer Nähe haben wir mit Aargauer- und Muristalden mitten im Grünen und nur fünf Minuten von den nächsten Boutiquen entfernt, die beiden attraktivsten Übungsstrecken für angehende Bergrennfahrer in der Kategorie afrikanischer und nord-amerikanischer Wüstenpolizei- und Guerillakriegsfahrzeuge (Eine sehr an Popularität zunehmende Klasse. Radstand muss mindestens einen halben Meter breiter sein als die Parkfelder! Keine Schiessscharten!) Aber auch für angehende Bergrennfahrerinnen der Patrouillenwagenklasse (60 kg Mutter, 10 kg Kind 2 Tonnen Stahl und fünf Schichten Lack!). Die Nydeggbücke ist ebenfalls weltrekordverdächtig. Einerseits ist sie die kürzeste Rennstrecke der Welt. Wer morgens in Worb eine Stunde verschlafen hat, kann auf dieser Geraden spielend drei Sekunden zurückholen. Andererseits ist die Nydeggbücke aber auch die weltweit letzte und deshalb unbedingt als

Sehenswürdigkeit zu propagandierende, nicht verkehrsberuhigte Tourismushauptachse. Hier läuft immer etwas! Ein Formel-1-Start in Monaco mag seine Tücken und für Zuschauer seinen Reiz haben, den Nervenkitzel, den die Nydeggbücke bietet, kann kein Schuhmacher übertreffen. Auf der Nydeggbücke herrscht schliesslich Gegenverkehr, sehr massiver Gegenverkehr. Wird dennoch einer der langen Trolleybusse überholt, und zwar wenn linkerhand gerade zwei Euroreisebusladungen Japaner die Matte und damit der Welt meist befahrene Zubringerstrasse fotografieren, und wenn gleichzeitig rechterhand drei Busladungen Touristinnen im Rentenalter aus dem Hochschwarzwald, dem Odenwald und aus dem Thüringerwald (alle durch die entsprechenden Speckund rindfleischfreien Leberwurstsorten gerundet) von den schmalsten Gehsteigen der Welt auf die Fahrbahn überborden, entsteht ein wahrlich einzigartiges Rennsportereignis. Und dann die untere Gerechtigkeitsgasse! Sie ist nicht nur die meist fotografierte Parkgarageneinfahrt der Welt, sie ist auch die einzige, die je von der Unesco heiliggesprochen worden ist. Aber was haben wir im Buch der Bierideen? Einen 512 Meter langen Zwiebelzopf. Nicht mal der East-River-freeway (früher Schüttistrasse) wird erwähnt, dabei ist er der Welt schnellste Stadtautobahn in mittelalterlichen Kulissen. Wer hier noch nie morgens um drei einen Null-auf-180 Wettkampf mitverfolgen konnte, weiss nicht, was für Sensationen der Automobilsport auch nachts und innerorts anspruchsvollen Touristen und Touristinnen offerieren könnte!

5.

Samstag, 25. Mai 1996

Begegnungen in der Stadt

Auf dem Casinoplatz: Zwei ältere Herren, die ihre Schritte schon vorsichtig setzen und deshalb auf den Boden schauen, begegnen sich mitten auf der Strasse. Der eine zittert an seinem Stock. Um einen kleinen Schwatz zu halten, müssen sie zurück. Aber auf welche Seite? Ehe sie sich entscheiden können, hupen zwei Autos, klingelt ein Tram und verwirft ein Geländewagenfahrer seine Hände.

In der Bäckerei: An der Reihe ist eine Frau mit Hut, Einkaufsnetz und Märirtasche Sie lässt sich von der Verkäuferin quer durch die Eidgenossenschaft alle im Angebot vorhandenen Brotsorten aufsagen: Baslerbrot, Walliserbrot, Solothurnerbrot, Urnerbrot, St.Gallerbrot. Die Verkäuferin verstummt. Die Kundin schluckt noch einmal leer und sagt: Gät mr es ruchs Pfänderli bitte.

Am Bahnhof: Eine junge Frau fragt nach "ä chly Münz". Ihr Charme ist leicht bemüht, ihr Lächeln aber grandios. Anstatt Geld kriegt sie von einem Mann ein böses Wort. Ihr Lächeln zerspringt wie eine Tasse auf dem Küchenboden. Souhung! Blödä Siech! Schafsecku! schreit sie in die Leute hinein.

Auf der Insel: Mitten in stinkenden Wogen der Eile ist eine Mutter mit Kind und Hund auf einer schmalen Betoninsel gestrandet und zum Ausharren verdammt. Die Beine des Kindes ragen aus dem Wagen hinaus auf die eine, der Schwanz des sitzenden Hundes ragt auf die andere Fahrbahn. In den Wagen Vereinzelung. Wie zum Fliegenfangen offenstehende Münder. Die Frau kommt sich vor wie das rote, stramm stehende Männchen zuoberst in der Ampel: Sehr klein.

Am Abfallkübel im Rosengarten: Es nähert sich eine äusserst vornehm gekleidete Dame. Haltung und Gang zeugen von Kultur und Wohlstand. Aus der edlen Handtasche erscheint wohl verpackt und verschnürt der täglich anfallende Ghüder. Diskret knirrschen die schönen Schuhe im Kies.

In der Bierquelle: Ist hier noch frei? Der zeitungslisende Mann schaut auf meinen Hund, nickt. Ich setze mich. Isch's ä Liäbe? Weil Session ist, antworte ich: Eigentlich beisst er nur Nationalräte. Bevor er sich wieder seiner Zeitung widmet, sagt der Mann: Dann ist ja alles in Ordnung, ich bin Ständerat.

Am Bankschalter: Der auf französisch erteilte Auftrag klingt kompliziert. Der junge Mann, der die französisch sprechende Dame bedient, bekommt einen roten Kopf. Sie versucht es noch einmal. Wie der junge Mann noch immer nicht versteht, pocht sie beleidigt und laut in allerbestem Berndeutsch auf Ihr Recht, in ihrer Muttersprache bedient zu werden.

Auf der Plattform: Eine Frau greift zur Hand des Mannes neben ihr auf der grünen Bank und sagt: Was sich zwischen uns abspielt oder noch abspielen wird, lässt sich nicht in Floskeln ausdrücken. Die Kastanienbäume blühen.

Beim Zeitlocken: Flügelschlagend kräht im Glockenspiel der Hahn. Einem spanischen Touristen entgleitet die Kamera, fällt zu Boden. Wie er sich nach ihr bückt, hupt ein Auto. Der Tourist verliert auch noch die Sonnenbrille, dann die Schultertasche. Wieder hupt das Auto. Vom vielen Bücken lösen sich seine neu erstandenen, geblühten Hosenträger. Wie er seine Tasche endlich hat, zeugt ein kleines Knirrschen vom Verschwinden der Sonnenbrille unter dem Vorderrad des in die Kramgasse einbiegenden Wagens. Hans Thann schlägt Zwölf.

In der Telefonkabine: Die Frau des spanischen Touristen versucht zuhause anzurufen. 0034 ist die Vorwahl. In der Leitung knistert es, dann kommt ein Rauschen, dem sie lange lauscht, weil sie überzeugt ist, das Meer zu hören.

6.

Samstag, den 13. Juli 1996

Er und Sie und Sie und Er

Seit er weiss, dass sie gegen die Armeeabschaffung gestimmt hat, meidet er ihren Laden. Als Vegetarierin grüsst sie schon lange keine Allesfresser mehr. Polizisten und Polizistinnen treiben ihn in den Wahnsinn. Sie findet alle Uniformen total zum Kotzen. Er weigert sich, Autobesitzer als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft anzuerkennen. Autobesitzerinnen auch nicht. Sie hält die Eisenbahn für ein unzeitgemässes Verkehrsmittel und die städtischen Verkehrsbetriebe für eine Zumutung. Er ist für die sofortige Vollprivatisierung von SBB und PTT. Sie kann Leute, die Grün zu Blau tragen, nicht ausstehen. Wenn er eine Kravatte sieht, überkommt ihn das nackte Entsetzen. Nie würde sie einem Raucher guten Tag sagen. Nie würde er eine Raucherin grüssen. Nie würde sie einen Fuss in die Reithalle setzen. Nie würde er das Bürgerhaus betreten. Sie hasst Fussgänger, Hundehalter und Fussballfans. Er versteht nicht, wie man leben kann, ohne sich für den SCB zu begeistern. Sie verachtet Typen, die nicht davor zurückschrecken, rote Pullover zu tragen. Er hat einfach etwas gegen Rentner und Rentnerinnen. Sie liebt Blocher. Er steht auf Zölch und Zimmerli. Sie findet die heutige Jugend unter allem Hund. Er findet berufstätige Mütter ein Vergehen gegen die Natur. Wenn sie etwas nicht mitmacht, dann diesen Wahnsinn mit der getrennten Müllentsorgung. Wenn er wieder etwas von einer dieser neuen Sekten hören muss, kriegt er so eine Wut! Ueber den Meret-Oppenheimerbrunnen kann sie nur lachen. Er findet, gewisser Blechbärenkitsch gehöre gesetzlich verboten. Sie lässt sich volkstümliche Musik auch von ihren Grosseltern nicht gefallen. Er findet Stiller Haas viel zu laut. Für militante Nichtraucher haben er und sie nur ein herablassendes Lächeln übrig. Er kann nicht verstehen, wie junge Menschen dazu kommen, zerrissene Kleider zu tragen. Sie findet Kirchgänger sowieso suspekt. Gegen Rassismus lehnt er sich jederzeit und überall auf. Sie lässt nicht zu, dass man in ihrer Gegenwart sexistische Witze erzählt. Er findet lange

Haare bescheuert. Sie findet kurze Haare bescheuert. Er findet kurze Haare auch bescheuert. Sie reserviert sich das Recht, alle Linken zu beschimpfen. Er ist selbstverständlich gegen die Todesstrafe. Sie ist selbstverständlich auch gegen die Todesstrafe. Nur bei Pelzträgern, kennt er keine Gnade. Nur bei Kriegsverbrechern würde sie eine Ausnahme machen. Seine allergrösste Verachtung ist den Dealern sicher. Sie lässt sich einfach nicht mehr alles bieten. Er sagt jedem seine Meinung. Sie grüsst den Briefträger schon lange nicht mehr. Er hat nun absolut keine Sympathie für Extremisten. Sie würde sich notfalls auch mit Gewalt gegen die Verkehrsberuhigung der Innenstadt wehren. Er lehnt sich auf gegen den Sozialabbau. Sie verlangt mehr Solidarität mit der dritten Welt. Sie würde sich nie an der Loebecke mit jemandem verabreden. Er will nicht akzeptieren, dass man die Bettler einfach so gewähren lässt. Es will ihr nicht in den Kopf, wie eine Frau im Nünitram zu einer anderen Frau Fräulein sagen kann. Er hat langsam genug. Sie auch.

Samstag, den 31. August 1996

Begegnungen in der Stadt

Auf der Plattform zieht eine Frau mit einem Tintenhudelhund (Dalmatiner) einen Plastikbeutel aus ihrer Handtasche, bückt sich, nimmt vorbildlich den Kot des Hundes auf. Dann verknotet sie den Beutel, geht damit zu einem Abfalleimer, der Hund folgt ihr schwarz-weiss. Anstatt den Hundekot schmeisst sie die Handtasche weg und geht weiter. Nach wenigen Schritten bleibt sie stehen, schaut auf die Plastiktüte in ihrer Hand, schaut um sich, schaut auf mich, schaut auf den Hund, schüttelt den Kopf, ich schüttle ihn auch, sie geht zurück zum Abfalleimer, nimmt die Handtasche heraus, schmeisst den Kotbeutel hinein, lächelt zufrieden und sagt: Gestern Abend habe ich es erst in der Oper bemerkt.

Ebenfalls auf der Plattform brüllt ein grosser Mann wild gestikulierend in sein winziges Telefon hinein. Eine kinderreiche Familie geht ihm aus dem Weg. Der Vater sagt zur Mutter: Je ne comprends pas. Il y a des gens, qui prennent plaisir à parler au telephone.

Im Café unter den Kastanienbäumen beisst derweil eine junge Frau in ihr Gipfeli, trinkt einen Schluck Milchkaffee, blättert in einem dicken Bundesordner. Sie hebt ihren Blick, verfolgt kurz die Kunstflugveranstaltung der Schwalben über der Badgasse. Wieder blättert sie in ihrem Ordner. Der schwarze Kellner lacht: Eine Prüfung? Ja, Probevortrag vor dem Hohen Gericht.

Und nebenan auf dem Münsterplatz ein polnischer Bus. Aussteigt eine schwer mit Kameras bewaffnete Touristengruppe: Abwechslungsweise stellt man sich freiwillig vor das Jüngste Gericht.

Auf einem Brunnenrand breitet ein junger Mann Papiere aus. Notizzettel, Stadtplan, rot markierte Zeitungsseiten. Stelleninserate. Please! Please! Man winkt dem Arbeitslosen zu, winkt ihn weg. Er stört die Touristen beim Fotografieren des Gerechtigkeitsbrunnens.

In der Migros zwischen den Regalen bei den herabgesetzten Spühbürsten ein Paar wie frisch verheiratet. Er fragt: Wei mir eis näh? Sie strahlt in alle Richtungen. Sagt JA, als stünde sie noch einmal in der Kirche. Dann nimmt er zwei Zahngläser vom Regal und stellt sich damit vor einen ziemlich unzugänglichen Verkäufer: Gibt es diese Gläser auch ungetönt? möchte er wissen.

Und auf dem Kornhausplatz hat ein Mann soeben den Fussgängerstreifen betreten. Eine Frau kommt in einem Golf sehr schnell, vielleicht zu schnell durch die Gasse, muss auf die Bremse. Das schmerzt, wie auf dem jetzt nahen Gesicht zu sehen ist. Die Frau nimmt die Hände vom Lenkrand, beklagt sich, empört sich, macht verwerfende Gesten, schlägt sich an den Kopf, bohrt an der Stirn, winkt ab, flucht.

Der Mann, der von seinem Vortrittsrecht Gebrauch gemacht hat, kommt zurück, beugt sich zu dem Wagenfenster

hinunter und sagt: Es lohnt sich, zum gesamtgesellschaftlichen Mobilitäts- und Beschleunigungswahnsinn, eine gewisse Distanz zu wahren.

Am Abend im Café des Pyrénées: Fussball. Die Blicke sind alle auf den Bildschirm gerichtet. Auch zwei Frauen sehen zu und rauchen. Plötzlich ärgert sich eine der beiden Frauen ganz heftig. Eigentlich, sagt sie, wenn man es genau nimmt, sind das schon wieder alles nur Männer! Stimmt, aber der Torwart sieht gut aus, antwortet ihre Freundin.

8.

Samstag, den 19. Oktober 1996

Er und Sie und Sie und Er

Er sagt nein aus Prinzip. Sie sagt einfach nein. Er sagt am liebsten zweimal nein. Sie sagt nein, ohne zu überlegen. Er antwortet auf jede Frage zuerst immer mit nein. Sie kann machen, was sie will, wenn sie den Mund auftut, sagt es ihr nein. Er sagt schon am Morgen nein. Sie sagt nein am Abend. Er sagt nein in Bern. Sie sagt nein in Bümpliz. Er sagt nein an der Tür. Sie sagt nein in die Gegensprechanlage. Sie sagt nein zu jeder Unterschriftensammlung. Er sagt nein zur Asylpolitik. Sie sagt nein zur Mietersolidarität. Er sagt nein zur Armee reform. Sie sagt nein zur Politik der Fürsorgedirektorin. Er sagt nein im Büro. Sie findet nein zu sagen fein. Er sagt nein auch auf Französisch. Sie sagt nein zum autofreien Bundesplatz. Bei jeder Abstimmung sagt er nein. Nein, sagt sie zu allen Frauenfragen. Er sagt nein zur erweiterten Marzilibahn. Sie sagt nein zur Krebsforschung.

Er sagt nein zur Helfenden Hand. Sie sagt nein zur hingehaltenen Hand. Er sagt nein zur Astrologie. Sie sagt nein zu Clinton. Er sagt nein zur Aidshilfe. Sie sagt nein zu Bern in Blumen. Er sagt nein zu Tempo 90. Sie sagt nein zur Nachbarin. Er sagt auf jede Frage zuerst immer nein. Sie sagt nein zur Schwiegertochter. Er sagt nein zur kontrollierten Drogenabgabe. Sie sagt nein zur Schulreform. Er sagt nein zum Fastenopfer. Sie sagt nein zur Psychiatrie. Er sagt nein zum Enkel. Sie sagt nein zum Bundesrat. Er sagt nein zu Europa. Sie sagt nein zur Schwangerschaft. Er sagt nein zur Sommerzeit. Sie sagt nein zu genmanipulierten Sonnenblumen. Er sagt nein zu jedem unangemeldeten Gast. Sie sagt nein schön und lang auch im Dialekt. Er sagt nein zum Lohnausgleich. Sie sagt nein zur modernen Kunst. Er sagt nein zu jeder Form von Annäherung. Hat er eine Idee, sagt sie einfach nein. Hat sie eine Idee, sagt er einfach nein. Sie sagt nein zu jeder noch so kleinen Mehrbelastung. Er sagt nein beim Bier. Sie sagt nein beim Kaffee. Er sagt nein beim Kuchen. Sie sagt nein im Bett. Sie sagt nein zu jedem Sonderangebot seinerseits. Er sagt nein zu ihrem Rahmdeckelisammeln. So lange es geht, sagt sie nein zu jedem von ihm vorgeschlagenen Termin. Sie sagt nein zu ihm am Telefon. Nein, sagt er ihr auch auf Französisch mitten ins Gesicht. Sie sagt nein zu jedem seiner Pläne. Er schreibt nein auf den Zettel auf dem Küchentisch. Sie sagt nein zu seinem neuen Vorschlag. Er sagt nein zu ihrem Entgegenkommen. Sie sagt nein zu seiner Verständnisbereitschaft. Er sagt nein zu ihren Friedensmassnahmen. Sie sagt am liebsten dreimal nein. Er sagt nein zu jeder geöffneten Tür. Nein, kann sie auch schreien. Er sagt einfach wieder nein. Sie sagt nein, egal was er fragt. Er sagt nein auch am Samstagabend. Am Sonntagmorgen sagt sie sowieso immer nein. Er antwortet ihr schon lange nur noch mit nein. Sie sagt nein. Er sagt nein. Sie sagt nein, wann immer es geht. Er sagt nein aus Prinzip. Ihr sagt es einfach nein.

Samstag, den 7. Dezember 1996

Er und Sie und Sie und Er

Er kauft. Sie kauft. Er verkauft. Sie verkauft. Er verkauft Wasser, Luft, Feuer und Erde. Sie kauft auch mal eine Katze im Sack. Er kauft pro Tag eine Tafel Schokolade. Sie verkauft einen alten Hut. Er kauft eine Weisse Weste. Sie kauft nichts, wofür am Fernsehen geworben wird. Er kauft alles, wofür am Fernsehen geworben wird. Sie kauft nie etwas, bloss weil der Preis herabesetzt ist. Er kauft nur in Geschäften mit Parkplatz. Sie kauft absichtlich nie etwas in Geschäften mit Parkplatz. Zu Weihnachten kauft er sich einen Verkaufskurs. Sie geht längst nicht jedem billigen Jakob auf den Leim. Nur um der lieben Wirtschaft wieder auf die Beine zu helfen, kauft er sich Dinge, die er nicht braucht. Kaufen ist ihr alles. Verkaufen ist sein Leben. Sie kauft und kauft und kauft. Er verkauft seine Gesundheit, seinen Körper und seine Seele. Sie kauft sich eine gute Gesundheit, einen schönen Körper und eine strahlende Seele. Er würde nie etwas kaufen, bloss weil sie es auch kauft. Sie würde nie etwas kaufen, bloss weil er es verkauft. Sie würde selbstverständlich nie etwas kaufen, wofür sie keine Verwendung hat. Er findet, nichts zu kaufen sei langweilig. Sie kauft nur, was die Kinder wollen. Er kauft nur dort, wo er weiss, was mit seinem Geld geschieht. Wegen der ewigen Kauferei verschwindet er Mitte Dezember auf den Kanarischen. Sie kauft sich Mitte Dezember endlich die ersehnte Nahostreise. Weil sie schon eins hat, kauft er ihr kein Buch zu Weihnachten. Sie findet, man sollte nicht nur mehr, man sollte auch schneller kaufen. Er kauft sich nur seine tägliche Ration Hopfen und

Malz. Es gibt Dinge, die würde sie nie im Leben kaufen. Er kennt nichts, das man nicht kaufen könnte. Sie sucht ununterbrochen nach Neuem, das sie verkaufen könnte. Er findet, die andern sollten mehr bei ihm kaufen. Sie findet, er sollte viel billiger verkaufen. Er findet, längst nicht alles drehe sich um den Preis. Sie kauft sich nur ab und zu etwas Hanf. Er findet, sie kaufe viel zu viel. Sie findet, er kaufe auch nicht weniger. Er glaubt längst, kaufen und verkaufen sei ein Parteiprogramm. Weil sie schon alles hat, kauft sie sich schon zu Lebzeiten den dritten biologisch abbaubaren Grabstein. Er kauft sich schöne Socken. Pro Woche kauft sie sich im Kino ein halbes Dutzend Morde mit Popcorn für 5 Franken. Er kauft sich zu Weihnachten eine Konsumpause in einem Drittweltland, wo es keine Warenhäuser gibt. Sie findet kaufen und verkaufen unökologisch. Wochenenden in Europäischen Grossstädten kauft er sich immer im Sechserpack. Sie findet, die andern kaufen zu wenig für sie. Er findet, ausländische Produkte zu kaufen sei europafreundlich. Sie findet, alles zu kaufen, zeuge von innerer Leere. Er findet, einer Kundin etwas zu verkaufen, was sie nicht braucht, längst keine Kunst mehr. Sie kauft sich auch Sonntags gerne etwas Kleines. Er kauft weniger, seit er eine Konsumtherapie hinter sich hat. Sie kauft mehr, seit er wieder Geld verdient. Er kauft absichtlich nichts, um sie mit seinem Geiz zu ärgern. Sie kauft alles nur, um ihm damit zu gefallen. Kaufen ist ihm alles. Verkaufen ist ihr Leben.

Samstag, den 25. Januar 1997

Begegnungen im Winter ***

An der Aare: Treu stehen die Fischer am Bett ihres geliebten Flusses. Beissen tut höchstens die Kälte. Hinter einem Busch versteckt, an einen Baum gelehnt ein Brett zum Wellenreiten, wartet und wartet auf bessere Zeiten.

In der Schifflaube: Hinter einem Schaufenster ein Laden. Der ganze Raum ist mit Zeitungen ausgeschlagen. Grau und schwarz. Am Boden eine rote Rose. Ein Schild schafft Klärung: Das Grab der unbeachteten Anzeige.

Im Schwellenmätteli: Auf der Sportanlage steht ein Polizeiauto. Der Nebel hängt wie ein Schleier bis unter die Kirchenfeldbrücke hinunter. Eine Krähe flattert auf. Unter einer Decke liegt ein Mensch auf dem Rasen. Ein Mann hantiert mit einer schweren Kamera. Ein Polizist legt seinem Kollegen sanft die Hand auf die Schulter.

In der Elfenau: Die Wege sind nass, leer. Ab und zu ein Hund mit Herr oder Herrin. Ein Velofahrer bittet klingelnd um freie Vorfahrt. Ein älteres Ehepaar bleibt stehen. Wie versteinert in den dicken, grauen Mänteln. Plötzlich reisst der ältere Mann den Velofahrer zu Boden. Der ältere Mann flucht: Im Fahrverbot u nächär no lütä! - We dir nid uf d Sytä göht. Es het doch für auii Platz, kommt die Gegenwehr. - Das isch ke Strass! Hiä isch Fahrverbot! - Jetzt mischt sich die Frau des älteren Mannes ein: Hör uf Aufred!

In einer Grünanlage: Ein junger Mann hat vor sich ein kleines Labor aufgebaut, krempelt einen Ärmel hoch. - Isch öppis? kontert er einen missbilligenden Blick.

In der Matte, unweit des Grabes der unbeachteten Anzeige: Fliegenden Schritts biegt eine Frau um die Strassenecke. Sie trägt den schönsten, grössten, rotesten Blickfangschal des bisherigen Winters. Aber einen schieferen, schrägeren, beleidigteren Blick hat noch nie eine Frau einem Bewunderer über die kalte Schulter nachgeworfen.

Beim Bärengraben: Ein Gländewagen rast um die Kurve. Am Steuer eine Frau. Fussgänger drängen auf den Zebrastreifen, ein Mann springt im letzten Augenblick zurück. Sie wirft ihm einen verachtenden Blick zu. Kaum zweihundert Meter weiter winkt eine Parklücke. Auf der andern Strassenseite. Sie reisst einen Stop, schnappt den Parkplatz einem langsameren Fahrer vor der Nase weg, springt von ihrem Sitz, knallt die Wagentür zu, hüpf zurück über die Fahrbahn, zwingt einen eben von der Haltestelle losgefahrenen Bus zu einer Bremsung. Hinter dem Unterstand der Haltestelle schliesst sie ein Fahrrad auf, schwingt sich auf den Sattel, schaut nicht nach links und nicht nach rechts, fährt über den Randstein hinunter auf den Zebrastreifen, um die Strasse abermals zu überqueren, wirft beinahe einen Kinderwagen über den Haufen und verschwindet klingelnd schwungvollen Radschlenkern zwischen einer Gruppe Japanischer Touristen in der Laube.

Im Marzili: Auf einer Bank ein Mann, von Kopf bis Fuss in Mäntel und Tücher gehüllt. Zu seinen Füßen eine leere Flasche. Eine Frau führt ihre beiden Hündchen spazieren. Mit erhobenen, ausgestreckten Armen zieht sie an den Leinen wie ein Kutscher am Zügel. Als könnte sie damit die Schliessmuskel der Hündchen aktivieren. Gleichzeitig tümpelt unter der Dalmazibrücke ein Schwan, unnahbar wie ein stolzer Bundesrat. Und eine Ente nähert sich einer andern. Quack! Quack! macht sie mit einem Blick auf das im Nebel thronende Bundeshaus. Quack! Quack! kommt die Antwort von der andern Ente zurück.

Samstag, den 15. März 1997

Begegnungen im Frühling **

Am jüngsten Gericht vorbei zielen zwei Frauen auf die Plattform. *Schön, dass me wieder usä cha ohni Mantel*, sagt die eine. *U de ersch das Liecht*, sagt die andere.

Im strahlenden Sonnenlicht zeigen sich die Menschen dann auch gleich wieder viel, viel klarer. Ausser dem Trend bei Männern zum vermehrten Gebrauch von Make-up lässt sich auf der Plattform feststellen, dass sich das doppelfarbige Bemalen der Lippen bei Frauen doch langsam durchsetzt. (Ein Mehraufwand, der vermutlich nur wenige neue Arbeitsplätze schafft.)

Unverändert scheint sich das bernische Bedürfnis gehalten zu haben, durch Sitzen auf der Mauer über der Badgasse (rittlings) Charakterstärke zu markieren. (Kann Arbeitsplätze schaffen.)

In einer Gruppe von Touristen und Touristinnen aus Spanien weigert man sich derweil dem Reiseführer zu gehorchen. Er hat die Gruppe aufgefordert, über die Ballustrade einen Blick hinunter in die Matte zu werfen. Dabei hat dort ein Junge auf seinem Rollbrett gerade einen tollkühnen Frühjahrsprung gewagt. *Fasch gstange du, ds erscht mau hüt du ... weisch wiä!* freut er sich.

Unverändert hält sich auch Berns Vorliebe für schwarze Kleider. Für die spanische Touristengruppe ist sie derart unübersehbar, dass man in unmittelbarer Nähe des Münsters die Leute auf der Plattform für eine grosse Trauergemeinde hält und sich wundert über die vorherrschende fröhliche Ausgelassenheit.

Weiter oben steht die Stadt derweil im Zeichen der Frühjahrsession. Vom Bahnhof her eilt Herr Ständerat Saus in eine Kommission. Wer sich um-

schaut, sieht weitere bekannte Gesichter. Gerade entsteigt Frau Rübis (wie Herr Saus bekannt wegen ihres Engagements für neue Arbeitsplätze) einer Limousine. Dass Frau Rübis gleich zwei Aktentaschen schleppen muss, fällt hier gar nicht auf. Die beiden Herren in blauen Berufsschürzen dagegen schon. Auf zwei Karren befördern sie mehrere hundert Rollen Toilettenpapier Richtung Bundesklo. Mit dem Regenmantel über dem Arm ist auch Herr Braus schon da, offensichtlich verfolgt von einem Journalisten. Herr Braus wimmelt ab, öffnet die schwere Tür, Frau Nationalratin Stübis schlüpft auch noch gerade hinein, lachend, charmant, weltgewandt. Und schon schliesst sich die Tür, hinter welcher die Herren Saus und Braus mit den Damen Rübis und Stübis unsere Arbeitsplätze verwalten und unsere Zukunft gestalten.

Auf der Bundesterrasse waltet derweil Berns allerwertvollste Kraft seines Amtes. (Beansprucht ein halbes Dutzend Arbeitsplätze). Der Mann ist nicht nur freundlich, er ist auch tüchtig. Er ist gleichzeitig Sozialarbeiter, Touristenauskunftsstelle, Drogenfachmann, Psychologe, Ruhestifter, Baumpfleger und hält dazu noch die ganze Anlage so sauber wie das dort möglich ist. Immer freundlich und ansprechbar erklärt er sowohl die Namen der Berge wie den Weg zum Notfalltelefon. Unbeirrt geht er von Bank zu Bank, von Baum zu Baum, von Beet zu Beet, von Mensch zu Mensch und auch im Frühling von Problem zu Problem. Seinen Arbeitsplatz betrachtet er dennoch als Privileg. Wie sagte er doch in einer Sendung auf Radio DRS: *Ig schaffä halt amänä schönä Ort.*

Samstag, den 3. Mai 1997

Ich will nicht zurück nach Pfäffikon! ***

Er hatte das Bedürfnis angehört zu werden. Wir begegneten uns auf der Mattentreppe. "Ich will nicht zurück nach Pfäffikon, sagte er. „In Pfäffikon hat man mich gehabt, in Pfäffikon habe ich nichts mehr zu suchen. Zudem bin ich Bürger der Stadt Bern. Jetzt habe ich aber nicht mal mehr Geld zum Telefonieren. Und telefonieren muss ich dauernd. Es ist ein Scheissdreck, wenn man nicht mal mehr Geld zum telefonieren hat! Wenn das noch lange so weitergeht, mache ich Schluss. Fertig! In Bern halte ich es ohnehin nicht mehr lange aus. Ich bin aus Pfäffikon, aber zurück nach Pfäffikon bringen mich keine 10 Pferde. Und in Pfäffikon will man mich auch gar nicht mehr. Das ist nur die Sozialarbeiterin in Bern, die mir sagt, ich solle doch zurück nach Pfäffikon.

Ich habe jahrelang meine Arbeit gemacht, trotzdem hat man mich in Pfäffikon rausgeekelt. Nie habe ich mir etwas zu Schulden kommen lassen und doch bin ich plötzlich auf der Strasse gestanden. Arbeitslos! Zack! Arbeitslos!

Klar gibt es Sozialversicherungen, aber gerade die wollen, dass ich zurück gehe nach Pfäffikon, obschon sie mich dort so schlecht behandelt haben, dass ich lieber hier in Bern auf der Strasse bleibe. Lieber friere ich hier zu Tode, als dass ich noch einmal nach Pfäffikon gehe.

Weil ich auf einer Toilette die Füße aufwärmen wollte, bin ich auch schon verhaftet worden. Die Polizei schaut mich schon schief an, bloss weil ich Zürichdeutsch rede.

In Pfäffikon hatte ich eine schöne Wohnung, ich hatte mein Leben, tat niemandem etwas zu Leide, bis es angefangen hat, hier, auf der Brust. Gesundheitsprobleme. Ich habe genau gewusst, woher das kommt. Aber als ich nach dem Spitalaufenthalt nicht zur Arbeit zurückwollte, weil mich diese Chemie früher oder später umbringen würde, haben sie überall rumtelefoniert. *Telefoniere chönnt's jo*. An 140 Orten habe ich mich um Arbeit bemüht, überall hat man mir es versaut, überall ist man mir mit einem Telefonanruf zugekommen. *Dä Lederma hät e Stell gha, diä isch im aber zweni guet gsy!* Das haben sie allen gesagt. Überall hat man mich schlecht gemacht, dann hat man mich auch noch aus dem Haus geekelt, auf die fieseste Art. Einmal habe ich einen Arbeitslosen aufgenommen, der noch schlechter dran war als ich, aber da hiess es in ganz Pfäffikon, der Ledermann habe keine Frau, der sei eben auf Männer angewiesen. Jemand wusste sogar, dass ich lesbisch sei. Und jetzt hier dasselbe Theater! Da sagt man mir bei der Fürsorge doch einfach: Gehen Sie zurück nach Pfäffikon!

Jetzt bleibt mir noch eine Flasche Bier. Die habe ich gestohlen. Was soll ich machen? Sterben? Verhungern? Habe ich nicht mein Leben lang gearbeitet?

Ich habe seit drei Wochen nichts gegessen, um über den Mittag zu kommen, brauche ich aber noch eine Flasche Rotwein, irgend eine billige Flasche Rotwein. Um zwei habe ich nämlich einen Termin, eine Vorsprache bei der Sozialen und da könnte ich eine Flasche Wein gut gebrauchen. Einfach die billigste Flasche Rotwein! Ich muss mir jetzt eine Wut ansaufen. Heute sollen die mir zuhören! Ich will Ihnen nämlich erklären, wer nach Pfäffikon gehört. Aber ich, ich gehe nicht zurück nach Pfäffikon! Ich brauche jetzt eine Flasche Wein. Der billigste Rotwein ist gut genug".

Samstag, den 21. Juni 1997

Begegnungen im Sommer ***

Schön ist es jetzt im Schwellenmätteli. Die Aare rauscht. Wer will, schliesst die Augen und hört das Mittelmeer. Sogar der Akzent des Kellners klingt nach Süden. Schulklassenweise trippeln lachende Kinder mit Rucksäcken vorbei. Die Rucksäcke sind bestimmt alle mit Eistee und Süssigkeiten vollgestopft.

In der englischen Anlage kommt dann ein grosser, kräftiger Hund angeleint daher. Mein Hund stellt die Haare, macht eine Bürste. Sicherheitshalber frage ich: Isch's ä Hündin? - I am sorry, I don't understand, antwortet die Halterin. Is it a female? frage ich. No, sagt sie, it is a boy.- Oh, sage ich, a boy is no problem. - Neugierig schaut sie mich an: Is a girl a problem?

Schön ist es am Bahnhof. Die Aktentaschen scheinen leichter, die Rucksäcke schwerer bepackt. Unternehmungslustig wird ein und aus und umgestiegen. - Heute ist alles unterwegs! sagt eine Frau zur andern. - Das Land bewegt sich eben doch, bekommt sie zur Antwort.

Dass ich mitten im grossen Aufbrechen meine eigene Tasche in einer Telefonkabine habe stehen lassen, bemerke ich erst, wie mich ein freundlicher Mann rufend darauf aufmerksam macht. Es ist ein schnauzbärtiger Mann mit fremdländischem Aussehen. Merci, danke, thank you very much! Er nickt und lacht und seine Frau lacht hinter einem Tuch vor ihrem Gesicht.

Und auf dem Perron sagt ein Mann: Alle reisen so weit und soviel und es nützt doch nichts. - Ach, du! sagt seine Begleiterin und er fügt hinzu: - Ja, früher sind die Leute auch mal verändert von einer Reise zurückgekommen. Jetzt sind sie einfach alle schön braun. - Ach, duuuuu....“ sagt die Frau noch einmal.

Schön ist es auch am Bahnhof auf das Tram zu warten. Die Auftritte im Theater der Öffentlichkeit werden weiterhin mit grossem Aufwand und mit der Ernsthaftigkeit von grossen Schauspielern betrieben. Geboten wird sowohl eitel Komisches wie auch Szenen die der Tragik nicht entbehren. Was die Kostüme betrifft, sticht ein starker Wandel von Berns geliebtem Schwarz zu helleren, bunten Farben ins Auge.

Schön ist es abends in Bern auf dem Bärenplatz. Der Plauderpegel steigt. Es wird der Tag verhandelt, es wird angebandelt. Die Sprachen aus aller Welt vermischen sich. Ein paar Chinesen in grauen Anzügen mit lachenden Gesichtern beginnen zu singen. Amerikaner applaudieren laut, Franzosen fragen nach der Herkunft. Die Chinesen entpuppen sich zwar als Koreaner, ihr Gesang trägt trotzdem bei zu dem unbernischen Zauber über der abendlichen Front. In Paris kann es jetzt unmöglich schöner sein.

Schön und kühl ist es abends auch im Kornhauskeller. In unserem armen unternutzten schönen Kornhauskeller! Ein einzelner Musiker versucht mit wenigen Handgriffen ein Orchester zu immitieren. Seine elektronischen Klänge dringen in die hinterste leere Ecke des grossen leeren Raumes. Vorbei die Zeiten, als hier die Jugend des halben Kantons das Tanzbein

schwam und auf Brautschau ging. Unter hunderten von Tischen ist in dem monumentalen Raum nur ein Tisch besetzt.

Samstag, den 16. August 1997

Der Stoff. Die Sucht. Die Zeitung.

Ich bin süchtig. Ich bin buchstabensüchtig. Ich kann keinen Schriftzug sehen, ohne ihn zu lesen. Um Buchstabensuppe auszulöffeln, brauchte ich als Kind eine Ewigkeit. Fährt ein Lieferwagen vorbei, lese ich sämtliche Aufschriften. Auf Plakaten lese ich alles. Ich lese, was auf Bierdeckeln steht. Wenn beim Morgenkaffee nichts besseres da ist, lese ich das Kleingedruckte auf dem Milchkarton. Ich lese die idiotischsten T-Shirt-Texte (*Das ist nicht mein Tag! Ich bin etwas ganz besonderes! I love Pfäffikon!*) Dauernd lese ich Namen von Produkten, Firmen, Stars, die ich natürlich allesamt boykottiere, weil sie mit meiner Sucht spielen, mich belästigen, weil sie ja nicht mich meinen, nicht wirklich mich. Sie nützen mich aus, ich kann mich in meiner Sucht nicht wehren, Stoff ist Stoff! Lesestoff!. Aus jeder Ecke winkt er mir zu. Am schlimmsten ist es bei den Zeitungsauslagen. Am Bahnhof, an jedem Kiosk, überall. Auch da muss ich alles lesen. Hilflos süchtig lese ich die unsäglichsten Dinge. Hier werde ich nicht nur beleidigt, hier werde ich für meine Sucht bestraft. So geht man um mit Kranken! Wie mit einem Stück Dreck. Man gibt mir den allermiesesten Stoff. Ich will mir diese Lettern ja gar nicht reinziehen, aber ich muss. Die Sucht ist stärker. Ich bin doch nicht der einzige Mensch in dieser Stadt, der einer Sucht erliegt! Deshalb braucht man mich doch noch lange nicht zu entmündigen, in meiner Menschenwürde zu verletzen, indem man mich zwingt solchen Stoff zu konsumieren. GOLD GELD HURE TOD SEX KILL. Nur ausnahmsweise gibt man mir zwei zusammenhängende Wörter: DIE BILDER. So wird ein Süchtiger misshandelt und

gedemütigt. Es nützt mir nichts, dass ich meinen Frust auf die Bosse hinter den Dealern lenke. Es nützt mir nichts, dass ich mir vorstelle, wie diese Handlanger der Wortkartelle den Hahn zudrehen, den Stoff rarer, schlechter, tödlicher machen. Ich sehe sie wohl, wie sie in modernst eingerichteten Arbeitsräumen mit modernster Schreibtechnologie immer wieder GOLD GELD HURE TOD SEX KILL eintippen, die Eloquenten unter ihnen noch zu dem Zweiwortversatzteil greifen: DIE BILDER. Ich kann mir vorstellen, wie sie immer wieder ihrer Geldgier erliegen und diesen schlechten Stoff ausdealen, weil sie keinen andern haben. Wie sie damit das ganze Land schwarzgelb ausflaggen, bis in die idyllischen Bergdörfer hinauf, bis in die grünen Wiesen hinein: GOLD GELD HURE TOD SEX KILL! DIE BILDER. Mir hilft niemand. Ich bin buchstabensüchtig und wenn ich durch die Welt gehe muss ich das lesen. Ich brauche meinen Stoff. Scheisst aber mein Hund auf die Strasse, kommt die Polizei! Diese hunds-miserablen schwarz-gelben Haufen stören keinen, nur mich! Und nichts passiert. Im Gegenteil. Angeblich kriegen eine Million Leute davon nicht genug, kaufen täglich: GOLD GELD HURE TOD SEX KILL. DIE BILDER.

Dies ist wohl Spott auf die eine Zeitung, aber auch ein Werbespot für eine ganz andere. Für eine Zeitung, die mit mehr als nur drei Buchstaben Zusammenhänge herzustellen versucht und den Buchstabensüchtigen nahrhaften Lesestoff liefert. Sie heisst *Le Monde Diplomatique* und es gibt sie auch auf Deutsch. Für diese Zeitung zu werben ist sicher ein politischer Akt, der aber, weil er seine literarisch-kulturelle Berechtigung hat, hier nicht am falschen Platz sein kann.

15

Samstag, den 4. Oktober 1997

Bitzius

Der Name von Bitzius darf heute getrost ganz gross geschrieben werden!

Wir gratulieren herzlich, weil das Werk von Herrn Bitzius wohl oder übel seit 140 Jahren zu unserer Literatur, zu unserer Kultur und zu unserem Bewusstsein gehört. Wer noch nie etwas von ihm gelesen hat, der hat etwas von ihm am Radio gehört. Wer nichts von ihm gehört hat, der hat auf Bühne oder Leinwand etwas von ihm gesehen. Wer nichts von ihm gesehen hat, der hat dafür schon selbst bei etwas mitgespielt. Wer aber noch nie in einer nach ihm benannten theatralischen oder filmischen Belustigung mitgewirkt hat, der oder die wohnt an einer nach ihm benannten Strasse, hat in einem nach ihm benannten Schulhaus lesen gelernt oder hat mindestens eine nach ihm benannte Wurst gegessen (Währschaft u guet!) oder einen nach ihm benannten Wein getrunken. Zu keinem andern literarischen Werk haben bei uns so viele Menschen wenigstens einen oberflächlichen Bezug, ohne auch nur eine einzige Originalzeile darin gelesen zu haben. Dieser Sachverhalt ist natürlich ein gefundenes Fressen für alle marketingversierten Geschäftsleute und er ist ein Beispiel für die Natur des durchschlagenden literarischen Erfolges.

Dennoch gibt es nach wie vor Leute, die nicht wahrhaben wollen, dass Bitzius unser Dichter ist. Ob wir dies nun wollen oder nicht, Albert Bitzius ist unser Dichter. Er ist unser Cervantes, unser Shakespeare. Unser Goethe heisst Bitzius. Da kann man sich sträuben wie man will. Seine blinden Feinde wenden hier natürlich ein, jedes Land habe die Dichter, die es verdiene. Dabei werden sie nicht müde,

Vorurteile zu kolportieren oder gar ihre eigene aufgeklärte Fortschrittlichkeit ins Feld zu führen. Ändern können sie doch nichts. Bitzjus ist unser Dichter. Das steht fest. Und weil sich das nicht ändern wird, sollte man sich darauf einstellen, mit Gelassenheit, versteht sich. Es ist sinnlos, sich darüber aufzuregen, dass der alte Bitzjus zwischendurch seitenlang Mumpitz verzapft hat! Auf anderen Seiten hat er dafür nämlich eine Feder geführt, die war so genau und spitz, dass bis zu Niklaus Meienberg alle Welt vergessen hatte, wie frech, gewitzt und gewandt auch ein Schweizerliterat notfalls sein kann. Und natürlich war Bitzjus kein Linker, nicht einmal ein Liberaler, aber ein gläubiger Christ und Moralist, als solcher ebenfalls einer Utopie verpflichtet und deshalb von vielen ebenso verhasst wie vor ein paar Jahren noch ein währschafter Roter. Nein, niemand braucht sich seiner zu schämen. Was er aber verdienen würde, das ist etwas mehr Schutz vor seinem Erfolg und damit vor seinen falschen Verehrern und Verehrerinnen. Nach seinem 200. Geburtstag wäre ihm etwas mehr Denkmalschutz zu gönnen. Nein, überhaupt keine Heiligsprechung! Nur ein Moratorium für die oft an Grabschändung grenzenden Verharmlosungen seiner Geschichten auf Märkten und Bühnen! Nur ein Moratorium für sämtliche verfälschenden Mundarthörspiele! Wenigstens für die allerunsäglichsten unter all den schlechten Filme ein Totalverbot. Zum 200. Geburtstag wäre dieses Geschenk Albert Bitzjus zu gönnen. Immerhin ist er unser Dichter.

Samstag, den 22. November 1997

Kulturauftrag

Auf dem Bildschirm bewegt sich eine Frau mit der Natürlichkeit einer Schaufensterpuppe vor einer Wetterkarte hin und her. Sie dreht und öffnet ihre Hände immer neu, als wären die Handgelenke a tout prix nicht zu lockern. Dazu erzeugt die Frau auch mit den Beinen so viel unnötige Bewegung, als wollte sie dort, wo nur Leerlauf ist, einem halbschlauen Publikum grenzenlose Dynamik suggerieren. Sie lächelt auch, aber mit jenem gigantischen Überschuss an völlig unpassenden Gefühlen, den auf der ganzen Welt kein Billiger Jakob als Charme einzusetzen versucht wäre. Und minutenlang reihen sich mit viel zu hoch gegriffenen Wörtern gespickte Leerformeln zu einem hochstaplerischen Diskurs. Dieser Diskurs soll eine einfache, klare, kurze Aussage verschleiern. Nämlich die simple Wahrheit: *Morn rägnets!* Schluss!

Dies wäre nun überhaupt nicht so schlimm, wäre da am nächsten Tag nicht die Verkäuferin, die auf die Frage nach einer bestimmten Art Hemd oder nach einer bestimmten Flasche Wein, plötzlich überraschend wie auf Knopfdruck den gleichen, ebenso entseelten wie unverfänglichen TV-Ton einschaltet. Als würde sie eine Quiz-Show und nicht ein Warenhaussortiment präsentieren, glöckelt ihre Stimme in unangemessen hohen Lagen. Während ihr Blick völlig unfocussiert ins Weite irrt, zieht sie ihre Mundwinkel hoch, wippt, nimmt ihre Hände nahe an die Brust, um sie dann wieder so aufzufalten, als wollte sie den gesuchten Stapel Hemden oder Wein nicht nur zeigen, sondern auch noch mit solcher Inbrunst umarmen, dass der Kunde nicht mehr sicher ist, ob er an eine Irre geraten oder vielleicht selbst TV-bedeppert ist.

Oder auf dem Bildschirm intrigieren die ersten Bilder eines Krimis. Sie wecken Neugierde, man rutscht entgegen der ursprünglichen Absicht in die nächste Szene hinein, unsicher, ob man einfach zuschaut oder ob man schauen will, was Millionen Menschen jetzt gerade eben anschauen. Die Aufgaben, die sich der Film beim Anschneiden von Milieu und Thema stellt, sind schwierig, die Neugier, ob er sie zu bewältigen vermag, wächst. Eine durchaus TV-gerecht gekleidete junge Frau mit einem durchaus TV-üblichen hübschen Standardaussehen versucht Verzweiflung, Stress, Sucht, schwere Drogenabhängigkeit vorzutäuschen. Sie tut es wie eine Figur im Kasperletheater, wenn auch etwas zurückhaltender. Was erst für ein schlechtes, nicht TV-übliches Make-up hätte gehalten werden können, wird bald ins rechte Licht gerückt. Diese paar blauen und grünen Flecken auf dem hübschen Gesicht mit dem sonst makellosen Teint sind die TV-gerechten Spuren einer TV-gerechten Darstellung von Drogenkrankheit. Weder die Schauspielerin, noch die Regie, sind sich offensichtlich ihrer Verantwortung bewusst. Vom Thema haben sie entweder keine Ahnung oder sind zu feige, es nach bestem Wissen und Gewissen darzustellen. Anstatt Kultur schaffen sie deshalb nur Kitsch. Aber ein staatlich subventioniertes Fernsehen, das dem Zuschauer nicht mehr sagen darf, dass es morgen regnet und TV-süchtigen Jugendlichen affektierte Verhaltensmodelle liefert, ist eben so überflüssig wie ein Fernsehen, das den Zuschauern eine Realität vorenthält, der diese in ihren Städten täglich ins Antlitz sehen. Ein solches Fernsehen erfüllt seinen in der Bundesverfassung verankerten Kulturauftrag nicht. Kitsch können die Privaten ohne Subventionen produzieren.

Samstag, den 24. Januar 1998

Ein Buch, das fehlt. ***

Man begegnet ihnen selten allein. Offensichtlich mögen sie Geselligkeit. Eine zurückhaltende, fröhliche Höflichkeit ist ihr Markenzeichen. Fest steht auch, dass sie Kinder lieben. Es ist aber noch gar nicht so lange her, da war es ihre Volksgruppe die den dumpfen Teil des öffentlichen Gemütes öfters erregte. Da waren sie es, die ebenso pauschal wie ungerechtfertigt beschuldigt wurden, als Drogenhändler viel Unheil ins Land zu bringen. Dazu machten sich viele von ihnen des Vergehens schuldig, in aller Öffentlichkeit schwarze Lederjacken zu tragen. Und zwar solche in tadellosem Zustand! Noch heute sehen sie sich in Tram und Bus manchmal aus unerklärlichen Gründen missbilligenden Blicken ausgesetzt. Wohl auch deshalb benützen sie mittlerweile lieber ihre eigenen Autos, deren Platzkapazitäten sie jedoch überdurchschnittlich gut auslasten. Ja, ein Tamile kommt selten allein.

Leider weiss ich kaum mehr als dies über ihn.

Ich weiss höchstens noch, dass die Tamilen auch aus einem kleinen, dicht besiedelten, multikulturellen Land stammen. Und ich weiss, dass sie nicht nur hier wohnen, sondern auch, dass ohne sie, fast nichts mehr ginge. Wenn ich in ein Restaurant oder in eine Beiz gehe, wird der am schlechtesten bezahlte Teil der Dienstleistung, die ich dort erstehe, von ihnen erbracht. Ich weiss, dass sie sich in Fabriken notwendige Arbeiten verrichten, die viele andere Menschen als unter ihrer Würde betrachten. Ich weiss, dass sie noch meistens hinter den Kulissen in Krankenhäusern, in Altersheimen, in kleinen und grossen Hotels unersetzlich und nicht mehr wegzudenken sind. Und ich glaube ihnen ansehen zu können, dass sie einer Kultur entstammen

müssen, die an Komplexität der meinen in keinster Weise unterzuordnen ist.

Aber ich weiss nichts über ihre Lebenszusammenhänge hier, nichts über ihre Lebensphilosophie, nichts über ihre Religion, nichts über was es auch immer ist, das sie bei derart guter Laune hält. Ich weiss nicht, was sie von uns Bernern und Bernerinnen denken, obschon auch sie zu den Problemen von Stadt und Staat ihre Ideen, wenn nicht Lösungen haben müssen.

Bestimmt haben sie auch ihre Musik und bestimmt haben sie auch ihre Literatur. Dies hoffe ich ganz besonders. Denn bestimmt ist unter ihnen auch ein Mädchen, (es könnte auch ein Junge sein) das nicht nur hier geboren wurde und hier seine Jugend erlebt, das vielleicht als junge Frau am Gymnasium neben anderen nützlichen Dingen von der Notwendigkeit lernen wird, sich an einen Tisch zu setzen, um in einem dicken Buch alles aufzuschreiben.

Sie wird uns erzählen, wie das war, als ihre Eltern in die Kälte kamen, was sie dachten und fühlten, wie sie sich im Alltag zurechtfinden, was sie von den so andersartigen eingesessenen Bernern und Bernerinnen und ihren komischen Bräuchen und Gepflogenheiten dachten, was sie und ihre Familien für Konflikte zu bewältigen, was sie für Träume und Sehnsüchte hatten. Was sie sich für Geschichten und Witze erzählten. Wie Bern aussieht, durch ihre Augen.

Auf dieses Buch freue ich mich.

18

Samstag, den 14. März 1998

Berner/Bernerinnen

Alle bringen einander um, alle sind allen im Weg, alle gehen allen auf den Wecker, alle schreien alle an, alle verpesten allen die Luft, alle finden alle langsam, launisch und fantasielos, alle wollen den ganzen Kuchen nur für sich, alle wissen alles besser, alle wollen immer das letzte Wort haben, alle sind faul, alle sind gedankenlos, alle finden alle ungepflegt, zu dick oder zu mager, alle helfen allen nicht in den Mantel, alle helfen allen nicht ins Tram, alle sehen den Fehler nur bei allen andern, alle legen allen Steine in den Weg, alle erziehen einander, alle reden schlecht über alle, alle versuchen alle übers Ohr zu hauen, alle wollen alle beeindrucken, alle versuchen alle zu manipulieren, alle halten alle für dumm, alle versuchen allen etwas vorzumachen, alle sind mit allen Mitteln auf ihren Vorteil aus, alle schmeicheln allen, alle sind nett zu einander, alle grüssen einander, alle geben sich die Hand, alle fragen alle nach ihrem Wohlbefinden, alle wünschen allen einen guten Tag, alle geben allen drei Küsse auf die Wangen, alle lassen allen den Vortritt, alle geben allen Auskunft, alle halten allen die Tür auf, alle helfen allen mit den Kinderwagen in den Bus, alle bieten allen einen Sitz an, alle heben allen den heruntergefallenen Handschuh auf, alle tauschen mit allen nützliche Tips aus, alle beraten alle so gut sie können, alle haben für alle ein freundliches Wort, alle legen etwas in des Bettlers Hand, alle informieren einander, alle empfehlen einander, alle wählen einander, alle trinken einander zu, alle wünschen einander alles Gute zum Geburtstag, alle rufen einander aus den Ferien an, alle schreiben und faxen

einander, alle haben für alle immer ein paar Minuten Zeit, alle achten einander, alle versuchen allen alle Wünsche von den Augen abzulesen, alle geben allen ihr Wissen und ihr Können weiter, alle versuchen allen unter die Arme zu greifen, alle versuchen alle zu verstehen, alle geben einen aus, alle erzählen sich lustige Geschichten, alle hören einander zu, alle lachen sich an, alle schmücken sich für alle, alle gefallen einander, alle finden alle attraktiv oder mindestens interessant, alle bewundern einander, alle zeigen einander ihre schönsten Seiten, alle singen für alle, alle verraten ihre kostbarsten Geheimnisse, alle kaufen Süßigkeiten und gediegene Geschenke, alle flirten miteinander, alle schmusen, alle küssen einander, alle verlieben sich in einander, alle wachsen über sich hinaus, alle sind witzig, grosszügig und offen für alles, alle ernähren einander, alle wollen einander, alle lieben einander, alle gebären einander, alle lassen alle leben.

Samstag, den 9. Mai 1998

Die Spargesellschaft

Alle sparen hier, alle sparen dort, alle sparen überall, alle sparen ununterbrochen, alle sparen an allem, alle sparen bei allen, alle sparen länger, alle sparen schneller, alle sparen höher, alle sparen, wo sie nur können, alle sparen beim Brot, alle sparen beim Wein, alle sparen beim Tabak, alle sparen beim Benzin, alle sparen bei der Garderobe, alle sparen Geld, alle sparen sich krumm, alle sparen am Aufwand, alle sparen beim Einsatz, alle sparen bei der Begeisterung, alle sparen nach Plan, alle sparen in der Pause, alle sparen beim Filterkaffee, alle sparen bei den Kilometern, alle sparen in der Freizeit, alle sparen sich jeglichen Kommentar, alle sparen intensiv, alle sparen trotzig, alle sparen sich durch, alle sparen sich hoch, alle sparen zweimal so viel, alle sparen sich die Stellungnahme, alle sparen flächendeckend, alle sparen trotzdem, alle sparen in Prozenten, alle sparen immer neu, alle sparen beim Verkehr, alle sparen sich den mühsamen Gang, alle sparen an der frischen Luft, alle sparen an etwas, alle sparen am falschen Ort, alle sparen beim Schlafen, alle sparen beim Wasser, alle sparen im Garten, alle sparen beim Komfort, alle sparen bei den Blumen, alle sparen bei der Milch, alle sparen beim Ghüder, alle sparen an den Reichen, alle sparen an den Armen, alle sparen an den Beinen, alle sparen am Computer, alle sparen beim Muttertag, alle sparen bei den Kindern, alle sparen beim Strom, alle sparen beim Nachtsch, alle sparen beim Trinkgeld, alle sparen beim Taxi, alle sparen bei den Sonderangeboten, alle sparen am Telefon, alle sparen bei

der Bundessteuer, alle sparen sich den Stress, alle sparen sich einiges, alle sparen bei den Parkgebühren, alle sparen bei der Zahnpasta, alle sparen bei den Spesen, alle sparen bei der Forschung, alle sparen in der Zeit, alle sparen in der Not, alle sparen beim Friseur, alle sparen linear, alle sparen beim Sport, alle sparen bei der Festplatte, alle sparen im Ausland, alle sparen beim Lotto, alle sparen in der Partei, alle sparen in der Kunst, alle sparen mit Lob, alle sparen beim Heizen, alle sparen auf der Stelle, alle sparen sich den Ärger, alle sparen überhaupt nie, alle sparen überhaupt nie mit Worten, alle sparen am Hundefutter, alle sparen mit Inbrunst, alle sparen sich die Anstrengung, alle sparen beim Italiener, alle sparen im Urlaub, alle sparen auf den Bergen, alle sparen beim Putzpersonal, alle sparen beim Träumen, alle sparen beim Toben, alle sparen beim Budget, alle sparen beim Wetter, alle sparen sich die Mühe, alle sparen zusammen, alle sparen in der Stadt, alle sparen alles, alle sparen nie, alle sparen schon lange, alle sparen heute, alle sparen morgen, alle sparen im reichsten Land der Welt.

Samstag, den 27. Juni 1998

Ein Lehrer ***

Während er vom Tod seines Sohnes erzählt, ist er schon einmal so gegen seine Stange gestossen, dass das Bier überschwappte. Jetzt ist das Glas ganz gekippt. Die Kellnerin bleibt freundlich. Das kann passieren. Und er sagt kichernd: Wenn ich jünger wäre, würde ich mich schinieren. Ich mache es dann mit dem Trinkgeld wieder gut, fügt er noch leise hinzu.

Der Schmerz darüber, dass er schon seinen zweiten Sohn überlebt hat, vermag er nicht wegzulächeln. Alle haben es mit dem Herz. Er selbst hat auch einen Schrittmacher. Wie sterbe ich dann, wenn der immer läuft? habe er seinen Arzt gefragt. Seinem Sohn hätte nur noch eine Transplantation geholfen. Das wollte der aber nicht.

Von seinem Sohn habe er gelernt, dass ein Leben in sich abgeschlossen und rund sein könne, auch wenn es nur 47 Jahre gedauert habe.

Wieder lächelt er, zündet langsam eine Zigarette an. Er ist froh darüber, dass seine Frau in dieser schwierigen Zeit nicht alleine war. Es gehe ihm ja gut, traurig und verletzt sei er aber wie viele andere darüber, wie junge Historiker über seine Generation den Stab brechen würden. Keiner nimmt sich die Mühe, sich richtig in jene Zeit hineinzuversetzen. Schon vor Ausbruch des Krieges, hat sich mein Vater mit andern für den Widerstand im Untergrund organisiert und vorbereitet. Wir hatten deshalb auch mehr Informationen im Haus, als in den Zeitungen stand. Und obschon ich ursprünglich sogar den Dienst verweigern wollte, wusste ich in Anbetracht der Lage sehr wohl, warum

ich im Militär war. Alle haben wir Opfer erbracht. Wie das jetzt aber gedreht und gewendet werde, sei für ihn besonders verletzend. Er müsse sich sogar Vorwürfe machen lassen, dass er seinen Schulkindern von den alten Eidgenossen und ihren Heldentaten erzählt habe. Dabei diene der Stoff im Geschichtsunterricht wie in andern Fächern auch, vor allem als Vorwand. Eigentlich gehe es darum, den Kindern zu helfen, ihre seelischen Kräfte zu entwickeln und ihren eigenen Zugang zu unserer komplizierten und komplexen Welt zu finden. Geschichte habe er immer unterrichtet, indem er sie erzählte, wie eben eine spannende Geschichte mit ungewissem Ausgang. Die Kunst des Lehrers bestehe ja doch nur darin, die Kinder bei Laune und bei der Stange halten zu können. Und natürlich, mit ihnen in echtem Kontakt zu verbleiben. Als das aller-schönste Kompliment, das er als Lehrer je erhalten habe, betrachte er deshalb die Bemerkung eines lernbehinderten Mädchens.

Das Mädchen sei etwas schwerfällig gewesen, gerade in der Pubertät, als es zu einem neuen Lehrer kam und er bei einer Gelegenheit danach gefragt habe, wie es mit diesem ginge.

Der sei sehr nett, sehr freundlich, habe das Mädchen geantwortet, aber jetzt tue ihm in der Schule beim Sitzen der Arsch weh und der habe ihm vorher nie weh getan.

Darauf kicherte er wieder vergnügt.

Als er bezahlte, war das Trinkgeld mehr als grosszügig.

Herzlichen Dank und auf Wiedersehen, sagte die Kellnerin.

Samstag, den 15. August 1998

Was in den Ferien passiert ist.

Vielerorts wurden täglich mehrere Blusen und Hemden durchgeschwitzt. Aber in den Ferien weicht man der Sonne nicht aus, man fährt ihr entgegen und lässt sich brandmarken. An Mittelmeerstränden hat sich wiederum eine Rekordmenge von Sünneletern versammelt. In Meeresnähe millionenfach aufgereiht haben sie sich der Sonne ausgesetzt.

Sowohl auf griechischen wie auf spanischen Inseln ist deshalb auch in diesen Ferien darüber diskutiert worden, ob diese Art die zwar bezahlten, aber gezählten Freitage eines harten Arbeitsjahres zu verbringen, überhaupt noch gerechtfertigt sei.

Einig war man sich in einem Punkt: Dass so ein Blick hinaus auf's Meer, so ein Blick ins bläuliche Licht der Unendlichkeit, so ein vom Alltag befreiter Blick ins Unfassbare, dass der eben auch etwas wert sei. Das Meer und seine unantastbare Pracht kompensiere nicht nur für das Gedränge am Strand, (Wem gehört dieser Arm? Ist das mein Fuss?) die Befreiung des Blickes von einem Gegenüber und der Genuss der offenen Weite sei gerade für Völker aus den Bergen ein unübertreffliches Vergnügen.

Aber auch die Hitze hat zwei Seiten. Aus Marseille, Rom und Barcelona melden Autoreisende eine neue Zunahme des Verkehrsvolumens. Sie hätten zwar mit dem schlimmsten gerechnet, jedoch niemals mit diesem Wahnsinn von hupendem Privatverkehr. Sie alle können ein Lied von mangelndem Schatten singen. Die Finger haben sie sich am Lenkrad verbrannt! Unter der

Windschutzscheibe ist eine vergessene Kassette von *Stiller Haas* weich geworden wie Butter! Einer hat im Stau auch noch seine Kinder auf dem Rücksitz angeschrien.

In weniger heißen, also in nördlichen Gegenden wurden derzeit Landschaften und Kultur genossen. Kunstschätze und Sehenswürdigkeiten jeder Art wurden emsig gesucht, dann bestaunt, gefilmt und fotografiert. Bei der Auswahl aus dem unbeschränkten Angebot wurde dabei eine permanente Kosten-Nutzen-Rechnung geführt, um aus der Reise in eine Gegend, die man vielleicht nie wieder besuchen wird, doch das Beste zu machen.

Dass bei der wiederum angestiegenen Reisetätigkeit auch Engpässe und Fahrplanverzögerungen durch Streik und Unfall zu verzeichnen waren, ebenso wie drastische Zugverspätungen, die manchmal Ferien beendeten, bevor sie begonnen hatten, war abzusehen.

Gegessen und getrunken hat man dagegen besonders in südlichen Ländern sehr gut.

Über mangelnde Qualität wurde in Anbetracht der unglaublich günstigen Preise relativ wenig geklagt. Magenstörungen hielten sich im erwarteten Rahmen.

In Bern ist dagegen nichts passiert. Die Zuhausegebliebenen genossen die Hitze im Schatten schöner Bäume an der Aare, auf Gartenlauben oder im Halbschatten in gut gebauten, kühlen Häusern. Sie melden, sie hätten eigentlich auch nichts getan, wenig gearbeitet, nur ein bisschen aufgeräumt, nachgedacht, geträumt, gedöst, alte Platten gehört, gelesen und an der Aare lange, ereignislose Spaziergänge gemacht.

Samstag, den 3. Oktober 1998

Lügen

für Bill

Männer kann man nur belügen. Zu Staatsanwälten ehrlich zu sein, macht schon gar keinen Sinn. Überhaupt habe ich schon immer gelogen. Ich habe morgens gelogen und ich habe abends gelogen. Ich habe immer alle belogen. Ich habe meine Mutter belogen, ich habe meinen Freund belogen, ich habe schon im Kindergarten gelogen, ich habe jeden Lehrer und jede Lehrerin belogen, ich habe zuhause gelogen, ich habe über mein Alter gelogen, ich habe über meine Gesundheit gelogen, ich habe im Ausland ebenso viel wie im Inland gelogen, ich habe auf dem Strassenverkehrsamt gelogen, ich habe auf dem Standesamt gelogen, ich habe meinen Grossvater belogen, ich habe die Steuerverwaltung belogen. Ich habe meine allerbesten Kunden und Kundinnen belogen. Mensch! Habe ich meinen Mann belogen! Meine Kinder! Meine Frau! Ich habe am Radio nicht weniger gelogen als am Fernsehen, ich habe in der Meditationsgruppe gelogen, ich habe beim Psychiater gelogen, ich habe in der 1. August-Rede gelogen, ich habe in den Zeitungen gelogen was das Zeug hält! Ich habe in der Frauengruppe gelogen, ich habe bei der AA gelogen, ich habe im Beichtstuhl gelogen, ich habe im Stadtanzeiger gelogen, ich habe in der überparteilichen Untersuchungskommission gelogen, ich habe im Verbandsvorstand gelogen, ich habe im Verwaltungsratsausschuss gelogen, ich habe im

Generalstab gelogen, ich habe in jedem Zeugnis gelogen, ich habe in jedem Bewerbungsschreiben gelogen, ich habe in der Kunstkommission gelogen, ich habe in jedem Nachruf gelogen, ich habe bei der Volksbefragung gelogen, ich habe noch jede Geliebte belogen, ich habe meinen Doktorvater belogen, ich habe sowohl den lieben Gott wie auch meine sämtlichen Vorgesetzten und restlos alle meine Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen auch am Tag der Wahrheit ununterbrochen immer nur belogen.

Samstag, im November 1998

Das Stimmlokal

Bekanntlich steht in acht Tagen wieder ein grosses Abstimmungswochenende bevor. Allen Stimmberechtigten bietet sich also wieder einmal eine Gelegenheit, ein echtes Stimmlokal zu besichtigen. Wer dies schon lange nicht mehr getan hat, dem sei ein Besuch wärmstens empfohlen.

Auch wer in seinem ganzen Leben noch nie ein Stimmlokal von innen gesehen hat, sollte diese Gelegenheit nützen, denn das Stimmlokal gehört zu jenen öffentlichen Räumen, die im Begriff sind langsam aber sicher zu verschwinden. Wenn auch nicht die Stimmabgabe an sich, so nimmt doch die Beliebtheit der brieflichen Stimmabgabe in einem Tempo zu, dass die Tage des traditionellen Urnengangs leider gezählt sind.

Das richtige Betreten des Stimmlokals muss natürlich geübt werden. Man verhält sich möglichst normal, wenn auch geschärfte Aufmerksamkeit verlangt wird. Oft geht es zurück in ein Schulhaus, oft sogar in ein Klassenzimmer, in welchem der Abstimmer oder die Abstimmerinnen als Kinder selbst gesessen haben. Wenn die Beschilderungen nicht als solche erkannt werden, kann man sich verirren. In den leeren, weitläufigen Gängen kann nicht damit gerechnet werden, dass Stimmen, Geräusche, Gelächter den genauen Standort des Stimmlokals verraten. Wer lange Schlangen erwartet, sogar ungeduldige Menschen, die um möglichst baldigen Zugang streiten und kämpfen wie Fussball- oder Muisikfans vor einem ausverkauften Stadion irrt. Wer im Stimmlokal selbst Stimmung erwartet irrt ebenso. Ein Abstimmungswochenende ist kein

volksportlicher Grossanlass. Die Freude über den Besitz weltweit einzigartiger Volksrechte hält sich schon länger in Grenzen.

Zu erwarten sind vielmehr zu einem Halbkreis zusammengeschobene Pulte. In einer Ecke vielleicht ein paar aufgestapelte Stühle und Schulbänke. Dann hinter den Urnen sitzend, die dazu verknurrten Mitglieder des Stimmausschusses, wovon ein Mitglied leicht als der Chef oder die Chefin erkannt werden kann.

Es wird zwar gelächelt, wohlwollend sogar, aber es ist offensichtlich: Im Stimmlokal sind die Stunden besonders lang, die Gespräche verlaufen harzig.

Mitstimmer und Mitstimmerinnen werden angemessen distanziert gegrüsst, es ist nicht nur vorsichtiges, sondern auch neutrales Verhalten angesagt. Die Abstimmer und die Abstimmerinnen lassen sich nicht am Gesicht anmerken, was auf ihren zusammengefalteten Zetteln steht.

Wenn der Souverän, die eigentliche letzte Instanz im Staat abstimmt, dann entscheidet er immerhin, wo es lang geht in unserem Land. Und wer nicht zur Mehrheit gehört, kann mithelfen die Grösse seiner Minderheit zu manifestieren. Immerhin.

Auch das ein grosses Zeichen und keine kleine Sache.

Auch für nicht Stimmberechtigte lohnt sich übrigens ein Besuch. Stimmlokale haben atmosphärisch Unverwechselbares und gesellschaftlich Aufschlussreiches zu bieten.

Samstag, den 6. Februar 1999

Zum Beispiel: Dienstag, den 12. Januar 1999.

Der Zeitung von Dienstag, den 12. Januar 1999 ist zu entnehmen, dass am Montag den 11. Januar 1999 zwischen 9h30 und 9h45 in St. Gallen im Besprechungszimmer eines Oberstufenschulhauses ein Lehrer durch mehrere Schüsse getötet und dass gleichentags bei Gampel im Oberwallis eine betagte Frau beim Überqueren der Strasse von einem Kleinbus angefahren und tödlich verletzt wurde. Der gleichen Zeitung ist zu entnehmen, dass in einer Mailänder Klinik bereits in der Nacht auf den Montag der Cantautore Fabrizio De André eines natürlichen Todes gestorben ist, während sonst in Mailand seit Jahresbeginn insgesamt neun Personen ermordet worden seien. In Kolumbien dagegen beliefe sich die Zahl der von paramilitärischen Truppen seit dem vorangegangenen Donnerstag umgebrachten Personen - zu meist Bauern - auf 130. Ebenfalls am Montag, den 11. Januar 1999 ist anderswo, in der kosovoalbanischen Stadt Pristina der Leiter eines Informationszentrums mit Schüssen am Hals lebensgefährlich verletzt worden und im Spital gestorben. Nach Meldung der Nachrichtenagentur Slovakia ist gleichen Tags am frühen Nachmittag ein slowakischer Politiker und ehemaliger Wirtschaftsminister ermordet worden. In Freetown, der von heftigen Kämpfen heimgesuchten Hauptstadt von Sierra Leone, ist dagegen schon am vorangegangenen Sonntag bei einem Schusswechsel ein Kameramann der Nachrichtenagentur AP getötet worden, während in Japan derweil drei Personen bei schweren Schneefällen ums Leben gekommen sind.

Und am Dienstagabend wird dann der Prokurist Josef Kernbacher auf DRS 1 von einem andern Mann erwürgt, während etwas später auf 3sat ein kanadischer Steuerfahnder versucht, über die Ermordung seiner Tochter hinwegzukommen. Dann begegnet Adelheid in ihrer Serie auf ARD ihren Mördern und anschliessend sind beim Südwestfunk die Kopfgeldjäger New Yorks für eine Handvoll Dollar zu haben. Auf ORF 1 wird um 20.15 h die Person S. das Opfer einer Leidenschaft. Eva stirbt auf RTL um 20.15. Ein anderer Fall nimmt um 22.45 beim ZDF eine tödliche Wende. Um die gleiche Zeit heisst der Tatort bei bei einem deutschen Jugendsender Dallas. Um 00.10 ertönt auf VOX ein Schrei in der Dunkelheit und um 1.20 wird S. auf ORF 1 schliesslich noch einmal das Opfer einer Leidenschaft.

Schon viel früher, um 15h hat gleichentags laut Kinoprogramm der gleichen Zeitung in STAR TREK INSURRECTION der Kampf ums Paradies begonnen, während sich auch in andern Filmen grosse und kleine Stars beiden Geschlechts kaum mehr unbewaffnet auf die Leinwand wagen.

Samstag, den 22. Mai 1999

Die Aare

Als ob in Bern nicht alle die Aare im Kopf hätten! Natürlich, es gilt auch für die Aare, niemand steigt zweimal in den selben Fluss. Dennoch: Wir kennen sie. Wir schätzen sie. Wir brauchen sie. Wir lieben sie.

Wir schätzen ihr unermüdliches Treiben, wir schätzen sie als Liferant von Strom, als Garant von Fruchtbarkeit, als Garant von Freizeitvergnügungen verschiedenster Art.

Wir kennen ihre Farben, wir kennen ihr sonst so braves, manchmal sogar betuliches Fliessen in der Elefenau oder im Eichholz. Wir wissen, wie sie nach den Bergen und nach Schnee riechen kann. Wir kennen auch ihr Schieben, Wälzen, Drängen und Rauschen an den Schwellen, ihr Sprudeln und Schäumen bei der Fischleiter im Schwellenmätteli, ihr Dröhnen und Tosen bei der Stauwehr. Und haben wir nicht alle schon zugeschaut, wie die Bagger ihre Reisszähne in ihr Kies versenken und wie die Fischer fette Forellen und glänzende Äsche aus ihr ziehen? Sind wir nicht stolz, dass sie, unser Fluss, nicht nur schön, sondern auch noch sauber ist?

Die Aare kennen wir.

Auch eilig hat sie es schon oft gehabt.

Aber jetzt diese, eines zivilisierten Gewässers unwürdige Wichtigtuerei! Diese kaltschnäuzige Arroganz. Dieses unbernische Überborden, diese unbernische Masslosigkeit! Als würden wir uns nicht mehr kennen rast sie in unbernischem Tempo unter den Brücken durch und weg! Mehlsuppenbraun und so aufgekratzt, die stolzen Schwäne

sind längst verschwunden und kaum eine Ente mag sich mehr auf ihre Wasseroberfläche platschen lassen. Respektlos patscht sie überall rein, wo sie nichts zu suchen hat, macht sich breit in der Enge der Matte, bläht sich auf, wo sie sonst brav, korrigiert, eingedämmt und reguliert kurz vorbeischaute, höchstens gurgelnd, als murmle sie Grüsse.

Nicht dass wir nicht gewusst hätten, dass sie es in sich haben kann. Wie vielen Kindern hat sie schon unwiederbringlich die Bälle fortgetragen? Dass sie, bei Unachtsamkeit sogar grössere Opfer fordern kann, wissen in Bern alle. Und bei jenen Generationen, die noch im Marzili zum Schulbaden antanzen mussten, wo sie bei barbarischen frühsummerlichen Wassertemperaturen von 15° und weniger in den „Löifu“ gumpen mussten, hat sie sich nicht nur beliebt gemacht. Verflucht haben wir sie, jedoch nur, um uns schon wenige Wochen später überall jauchzend in ihre erfrischenden Fluten zu werfen.

Und jetzt das!

Aber es braucht nur ein paar heisse Sommertage, die beinahe alle Berner ins Marzili und von dort hinauf ins Eichholz treibt. Und schon wissen wir wieder, was wir an dieser Aare haben, die uns alle umschlingt, umarmt, abkühlt und erfreut. Dann werden wir uns in ihrem glasklaren Wasser wieder auf den Rücken legen, werden dem auf dem Grund wieder harmlos gewordenen Kiesgeschiebe lauschen und ihr verzeihen.

Samstag, den 28. August 1999

Bäume

Die im Ferienmonat August besonders zahlreich fotografierend durch Bern schweifenden Touristen und Touristinnen irren. Sie irren bei der Auswahl ihrer Motive. Das schönste an Bern ist nicht der Zeitglockenturm, auch nicht das Rathaus, nicht das Münster, nicht die Brunnen in den breiten Gassen und schon gar nicht das Loch mit den Bären.

Das schönste an Bern sind die Bäume.

Bekanntlich sind Gedichte oder Gespräche über Bäume nicht unproblematisch, wer aber meint, Bäume hätten deshalb nichts zu sagen, der hat ihnen noch nie zugehört.

Bäume reden keinen Blödsinn, können weder lügen noch prahlen, wollen niemandem etwas weismachen.

Bäume sind stets diskret und absolut unermüdlich in ihrem langsamen Fleiss. Sie dienen den allerunterschiedlichsten Zwecken, sie sind dick und dünn, gross und klein, stattlich und zierlich, elegant und erhaben, je nach dem.

Auch wenn sie träge sind, haben Bäume viel erlebt, schon viel gesehen, trotzdem halten sie sich still, mischen sich nirgends ein, versuchen nichts zu verkaufen. Lärm und Umtrieb sind den Bäumen fremd.

Bäume verstehen etwas von Würde.

Bleibt man vor einem Baum stehen, um ihn zu bewundern, läuft er nicht weg, fasst man ihn an, mit der Hand am Stamm, schrickt er nicht zusammen. Bäume haben keine

Angst, sie haben ein reines Gewissen und meistens einen guten Stand in der Welt.

Die Bäume sind nicht nur die Zeugen der Zeit, sie sind auch die hohen Herren der Stadt und ohne sie läuft auch in Zukunft nichts.

Aber bescheiden und still wie sie sind, sieht man sie nicht.

Könnten sie sich bloss bewegen, wie würde man sich doch verbeugen vor ihre Pracht.

Könnte man sie bloss einmal aufmarschieren lassen in einer Kolonne oder in Reihen formiert wie Zirkuspferde beim Einzug in die Manege. Könnte man sie bloss einmal die Kramgasse hinaufziehen lassen, könnte die Stadt der Welt bloss einmal zeigen, was sie hat.

Hinter der Bereitermusik kämen zuerst die Platanen vom Muristalden, dann die Ahornbäume vom Aargauerstalden, gefolgt von den Kastanienbäumen der Plattform, dazwischen die Riesen, die Exoten aus dem Rosengarten, aus der Elfenau, aus dem botanischen Garten und von der kleinen Schanze, dazu noch alle andern Prachtexemplare aus all den privaten und öffentlichen Gärten, und zum Schluss kämen noch Alphornbläser und ganz am Schluss die Metallharmonie. Auch eines jeden Lieblingsbaum dürfte mitparadieren. Alle hintereinander, alle in ihrem üppigsten grünen Kleid, alle aufrecht, hoch und stolz!

Das gäbe ein Umzug!

Das gäbe eine Prozession!

Samstag, den 4. Dezember 1999

Die Jahrtausendwende: Ein schwacher Schluss!

Ein Jahrtausend ist um. Immerhin. Ganz schön schwierig, einfach so zu tun, als wäre das nichts. Das Millennium! Wer an der Schwelle zu einem neuen Jahrtausend steht, kommt wohl nicht darum herum, wieder einmal ordentlich seine Schuhe zu putzen, ein frisches Taschentuch einzustecken und nach Möglichkeit das Hemd zu wechseln. Immerhin rundet sich die Zeit, wie sie dies Tausend Jahre lang nicht mehr tun wird. Drei Nullen! Das Jahr Zweitausend. Eine neue Epoche. Rückblickend wird sich unsere eigene kleine Lebenszeit auf zwei riesige Klumpen verteilen. Zeugen von diesen zwei Jahrtausenden werden nur wir gewesen sein.

Aber wer hätte gedacht, dass man da nichts spürt. Nirgends ein Jucken! Am eigenen Leib ist keine einzige diesbezügliche Regung festzustellen. Gut, es ist kalt geworden. Wie jedes Jahr. Die Tage werden noch immer kürzer, aber nichts passiert. Einmal mehr bleibt die Zeit abstrakt, subjektiv und relativ.

Auch äusserlich hält sich die Aufregung doch eigentlich in Grenzen. Niemand fürchtet sich vor einer Schlussbilanz, nirgends wird im Endspurt auf der Zielgerade versucht, Versäumtes nachzuholen. Von einem grossen, millenniumgerechten Aufräumen auf der Welt keine Spur. Möchte doch noch jemand schnell die Todesstrafe abschaffen, den Hunger tilgen oder sonst etwas längst Anstehendes vollenden? Erlässt etwa die Weltbank noch schnell den Allerunglücklichsten feierlich die erdrückenden Schulden? Oder sind allenthalben Menschen damit beschäftigt, sich zu besinnen? Ist die Menschheit irgendwo

dabei, sich zum feierlichen Ausklang des Jahrtausends doch noch einen Ruck zu geben?

Nein, auch zum Millennium scheint innerliches und äusserliches Reinemachen alles andere als im Trend zu liegen.

Gefürchtet wird auch nicht der Schlag der letzten Stunde, apokalyptische Visionen gibt es lediglich im Bezug auf die Macken einer von Menschen erdachten Maschine. Der Teufel hat sich einmal mehr im Detail verkrochen. Schon seit Monaten droht er in Chips und in Schaltkreisen mit Chaos und Zerstörung. Als wären unsere digitalen Netzwerke nichts als wildgewordene Besen, die in der Neujahrsnacht den Zauberlehrlingen endgültig zu enteilen gedenken. Natürlich reiben sich da die Damen und Herren vom Kommerz kichernd die gepflegten Hände. In Übersee soll es diesbezüglich auch die dort üblichen Überreaktionen geben. Menschen sind angeblich auf der Flucht vor ihren fehlerhaft programmierten Systemen, vergraben sich im Sand der Wüste oder flüchten sonstwie vor der Zivilisation, die ihnen einst gerade in ausserordentlichen Situationen Schutz und Halt zu geben vermochte. Der Jahrtausendfilm endet mit einem schwachen Schluss.

Samstag, den 4. Dezember 2000

Die Villa Clairmont

Die Villa Clairmont hat schon einiges erlebt. Gemäss städtischer Denkmalpflege befindet sie sich aber noch immer in mittelgutem Bauzustand. Sie wird als schützenswert eingestuft. Die Villa Clairmont liegt an der Sulgenbachstrasse 5. Der Sulgenbach war vermutlich einmal der Stolz und der Lebensnerv von Ober- und Untersulgen gewesen. Wie der Sulgenbach selbst sind auch diese beiden Dörflein von der Erdoberfläche verschwunden. Seit dem Mittelalter, als sie ins Stadtrecht aufgenommen worden sind, haben sie in der Nähe des heutigen Eigerplatzes gestanden.

Der Sulgenbach war damals "auf dem Land". Hier liess sich im Jahr 1890 der Ziegelfabrikant Emil König ein Wohnhaus in Sichtbackstein erbauen. Als Standort wählte er eine sanfte Erhöhung. Selbstverständlich wurde die genaue Ausrichtung des Grundrisses mit dem Lauf der Sonne abgestimmt. Tagelöhner und andere Fussreisende von oder nach Wabern, Belp oder Köniz werden dem entstehenden Bau ihre respektvolle Aufmerksamkeit gewidmet haben. "Ja, der König von Thun, der baut sich nicht nur so ein Hüttli!". Man nannte das stattliche Haus "Villa König". Die Denkmalpflege nennt es ein qualitätsvolles, repräsentatives, von der Landhaus-Architektur beeinflusstes Wohnhaus. Es steht noch heute schön. Heute heisst es "Villa Clairmont" und wird von prächtigen, zum Teil hoch aufragenden Bäumen umsäumt, geschützt und eingerahmt. Im Sommer steht der Mond nirgends schöner über der Stadt als über diesen Wipfeln. In der Mitte des letzten Jahrhunderts diente die Villa als Botschaftsgebäude. Unter anderem den Ungarn. Während des Aufstandes von 1956 soll sie sogar beschossen worden

sein. Jemand will von Schusslöchern in eisernen Fensterläden gehört haben. Friedlicher ging es wohl zu und her, als die "Ecole cantonale de langue française" von der grosszügig gebauten Villa Gebrauch machte und die grossbürgerlichen Räume zu Klassenzimmern umfunktionierte.

Später hielt das kantonale Amt für Kultur Einzug. Als Bürogebäude auf die Dauer wohl doch nicht optimal nutzbar und auch im Unterhalt zu aufwendig, besann sich die Stadt, in deren Besitz die Villa inzwischen übergegangen war, auf deren ursprünglichen Zweck. Es sollte wieder Wohnraum entstehen. Bevor mit dem erforderlichen Umbau begonnen werden konnte, musste dieser geplant und die Finanzierung sichergestellt werden. In dieser Zeit wurde die Villa Clairmont als Ateliergebäude verschiedenen Kulturschaffenden zu einem mehr oder weniger kostendeckenden Mietpreis zur Zwischennutzung zur Verfügung gestellt.

Während fast zwei Jahren wurde in der Villa geformt, gefilmt, fotografiert, gedruckt, gedichtet, komponiert, lithografiert, es wurde ins Holz geschnitten, in Gips gegossen, in Öl gemalt, mit Kohle gezeichnet, mit der Gitarre, dem Schlagzeug, dem Bass, der Geige, der Orgel geübt, es wurden Objekte konstruiert, Skulpturen gebaut, Videos montiert, es wurden Konzerte gegeben, Ausstellungen abgehalten, es wurde performt, getanzt, gesungen, meditiert, erfunden, verworfen, diskutiert, gelernt, gestritten, geträumt. Es wurde Kultur gelebt und geschaffen. Und weil das alles einen würdigen Abschluss braucht, findet am nächsten Samstag, am 25. März ein Fest mit einer Auktion statt. Alle Kunstfreunde und alle Kunstfreundinnen sind dazu herzlich eingeladen.

Samstag, den 24. Juni 2000

Fussball

Es gibt Leute, die so tun als würden sie von Fussball eine ganze Menge verstehen und es gibt Leute, die tun so, als würden sie davon gar nichts verstehen.

Die Ersteren verwechseln das Spielfeld zwar gerne mit dem Umfeld, aber Fussball kommt am Fernsehen, also hat man sich damit zu befassen. Diese Leute sind in der Regel vor allem über das Privatleben gewisser Starspieler informiert. Sie wissen, dass der englische Flankenspezialist Beckham kürzlich von seiner Spicegirlfreundin einen Jaguar oder gar einen Rolls Royce als Fünftwagen zum Geburtstag geschenkt bekommen hat. (Es sei ihr nichts besseres eingefallen, habe sie verlauten lassen.) Unter einer Flanke können sie sich aber kaum etwas vorstellen und manchmal ist ihnen sogar der Unterschied zwischen einem Foulpenalty und einem Corner nicht nur fremd, sondern eigentlich gleichgültig. Es sind die Leute, die sich im geheimen den Kopf darüber zerbrechen, warum ausgerechnet jener Spieler, der im eigenen Pullover spielen muss, weil für ihn keines der schönen Trikots mehr übrigblieb, so privilegiert ist, dass er offensichtlich den Ball in die Hände nehmen darf. Es sind auch diese Leute, die im Schiedsrichter einen Teilzeitzauberer vermuten. Einer, der das manchmal doch eher zähflüssige und langwierige Hin und Her von Bällen und Beinen mit irgendwelchen Kartentricks auflockert. Sie vermuten zwar, dass sie die Tricks mit der gelben und roten Karte gar nicht richtig verstehen, weil sie sich nicht blossstellen wollen, stellen sie aber lieber keine dummen Fragen.

Und dann gibt es die Leute, die es schick finden, zu behaupten, sie verstünden nichts, aber auch gar nichts von Fussball. Es gibt sogar solche, die meinen, so zu tun, als würden sie nichts von Fussball verstehen, sei ein Zeichen von Aufgeschlosseheit und überdurchschnittlicher Intelligenz. Sie möchten suggerieren, dass sie weit über jenen Massen stehen, die das aufgebauschte Theater um den runden Ball so ernst nehmen, weil sie damit persönliche Mängel kompensieren.

Sie sehen im Fussball gerne einen Kampfsport. Einen Kriegersatz. Die dazugehörigen Fans sind dann nichts als unverbesserliche Nationalisten, fremdbestimmt und ferngesteuert.

Andere reden von verkappter Homosexualität. Dieser Aufwand, um ein paar stramme Männerbeine zu sehen! Einfach lächerlich! finden diese.

Auch Umberto Eco verkündet, Fussball gefährde die Gesundheit der Massen und sei eine Angelegenheit für Voyeure – durch und durch faschistisch, basta!

Aber Eco hat offensichtlich kapiert, dass bekanntlich auch jene, die sich nicht für Meteorologie interessieren vom Regen nass werden. Man mag die Kunst der Helden in kurzen Hosen bewundern oder nicht, sich dem Phänomen Fussball ganz zu verschliessen geht in dieser Welt nicht mehr.

Samstag, den 30. September 2000

Der freie Markt

Der freie Markt ist König und Kaiser, Götze und Gott in einem. Er kriegt immer als erster alles, wonach er schreit, seinem Zwängen ist keiner gewachsen und doch ist er in seiner Allmacht offensichtlich hochneurotisch, verletzlich, unverlässlich und schnell beleidigt. Er nimmt und gibt, aber wahllos und ohne das geringste Bemühen um Gerechtigkeit. Seine Günstlinge liegen ihm zu Füßen und lassen sich nach Möglichkeit vergolden. Seine Gegner ergrauen und machen verzweifelte Gesichter, schreien um Hilfe, ohne genau zu wissen wo. Einige von ihnen gehen auch auf die Strasse und demonstrieren, in Prag und anderswo. Was der freie Markt eigentlich will, weiss zwar zumindest der Laie nicht genau, aber er sieht, dass man diesem Herrn einfach fast alles auf den Teller und ein Rest vor die Füße legt. Hier, nimm die ganze Welt! Dazu machen sie Türen, Tore und Schleusen auf, durchbrechen Dämme und Schutzwälle jeder Art. Unbehindert, aber einsam spaziert der freie Markt rund um die Welt. Das Gewissen ist längst auf der Strecke geblieben, nur das hinkende Bewusstsein versucht noch verzweifelt ihm zu folgen. Es sucht nach ÜBEREINSTIMMUNG zwischen Handelsraum und Handlungsraum. Nach Einheit und Ganzheit. Nach Integration und Integrität. Verzweifelt sucht es nach Klarheit. Nach altem Muster. Dann die Frage stellt sich: Sind wir globalisierten Marktteilnehmer, wir Globalkonsumenten wirklich wir? Sind wirklich alle gleich und gehören wir wirklich alle zusammen? Wenn ja, sind wir dann zu arm oder zu reich? Ist unser Problem in Afrika dann die Qualität unseres Hotels oder der Gesundheitszustand unserer Mitmenschen? Haben wir dann ein Problem damit, dass uns der Markt in die Ferne lockt oder damit, dass uns der Markt in die Armut treibt? Stört uns dann am meisten, dass man unter Sparzwang unsere Bibliothek missachtet oder eher, dass wir nicht lesen und schreiben können?

Haben wir dann beispielsweise ein Problem mit den Rechten unserer Tiere oder eher mit der Tatsache, dass uns die Kinder täglich zu Hunderten wegsterben?

Der Kopf will dem Markt nicht folgen. Die Kraft, der Geist, der Wille, alles ist viel zu klein, wir sind viel zu klein, um wie der Markt weltumfassend zu sein. Bis unser Kopf Verantwortung übernimmt für die Welt in der wir handeln, wird es noch tausend Jahre dauern.